GRENZGEBIETE DER WISSENSCHAFT

José Carlos Espriella Godínez: **Unsere Liebe Frau von Guadalupe (I). Die Morgenröte, die vorausgeht und die Sonne der Gerechtigkeit ankündigt: Jesus Christus**

Karen Gloy: **„Dass ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält [...]“**

Andreas Resch: **Gabriele Amorth (1925–2016)**

Aus Wissenschaft und Forschung:

Die Suche nach außerirdischem Leben geht weiter
Extreme Supernova nicht bestätigt
Leben nach dem Tod einmal anders
Schriftquellen zu magischen Ritualen im alten Ägypten
Homöopathie in Russland verboten

Dokumentation:

Blutende Hostie (Legnica/Liegnitz, Polen, 2016)

Paranormologikon

Ägypten

Bücher und Schriften

GW 66 – 2017 – 1 RESCH

GRENZGEBIETE DER WISSENSCHAFT

GW ist eine interdisziplinäre Quartalschrift für die Grenzbereiche von Physis, Bios, Psyche und Pneuma, von Gesetzmäßigkeit und Spontaneität, von Beweis und Lebenserfahrung und von Immanenz und Transzendenz.

Herausgeber und Medieninhaber: Prof. DDr. Andreas Resch, Direktor des Instituts für Grenzgebiete der Wissenschaft (IGW)

Redaktion: Prof. DDr. Andreas Resch (Innsbruck), DDr. Dominikus Kraschl (Würzburg), Mag. P. Kapferer

Verlag, Auslieferung, Druck:

RESCH VERLAG, Maximilianstr. 8, Postfach 8, A6010 Innsbruck
Tel. +43 (0)512/574772, Fax +43 (0)512/574772-16
E-Mail: info@igw-resch-verlag.at
http://www.igw-resch-verlag.at, www.imagomundi.biz

Bezugsbedingungen: Preis im Abonnement jährlich EUR 39.90 [D], 41.00 [A], sFr 59.50 (zuzügl. Versand)
Einzelheft: EUR 10.50 [D], 10.80 [A], sFr 15.50 (zuzügl. Versand)

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt, zur Fortsetzung bis auf Widerruf.
Kündigungsfrist: 6 Wochen vor Ablauf des laufenden Kalenderjahres.

Zahlungsmöglichkeiten:

Hypo Tirol Bank AG: IBAN: AT18 5700 0002 1004 4950, BIC: HYPTAT22
Postbank München: IBAN: DE12 7001 0080 0120 6378 09, BIC: PBNKDEFF
PostFinance AG, Zürich: IBAN: CH11 0900 0000 8005 4096 2, BIC: POFICHBEXXX

Erfüllungsort und Gerichtsstand: Innsbruck

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind zu richten an:

Redaktion GW, c/o Resch Verlag, Postfach 8, A-6010 Innsbruck

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jegliche Verwendung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Mit der Annahme des Manuskripts gehen bis zum Ablauf des Urheberrechts das Recht zur Veröffentlichung sowie die Rechte zur Übersetzung, zur Vergabe von Nachdruckrechten, zur elektronischen Speicherung in Datenbanken, zur Herstellung von Sonderdrucken, Fotokopien und Mikrokopien an den Verlag über. Eingeschlossen sind auch das Recht zur Herstellung elektronischer Versionen sowie das Recht zu deren Vervielfältigung und Verbreitung online und offline ohne zusätzliche Vergütung.
Die Ansichten der Autoren von GW decken sich nicht notwendigerweise mit der Auffassung des Herausgebers. Für unverlangt eingereichte Manuskripte übernimmt der Verlag keinerlei Haftung.

Die Verfasser von Leitartikeln erhalten von jedem veröffentlichten Originalbeitrag 10 kostenlose Sonderdrucke. Gewünschte Mehrexemplare sind vor Drucklegung bekannt zu geben und werden zum Selbstkostenpreis berechnet.

Aus Gründen der Lesbarkeit wird in den Beiträgen der Zeitschrift auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung verzichtet. Wenn nicht ausdrücklich auf das Geschlecht hingewiesen wird, sind immer beide Geschlechter in gleicher Form gemeint und angesprochen.

GRENZGEBIETE DER WISSENSCHAFT

66. Jahrgang 1 – 2017 Innsbruck: Resch

Editorial 3

Leitartikel

José Carlos Espriella Godínez: Unsere Liebe Frau von Guadalupe (I) Die Morgenröte, die vorausgeht und die Sonne der Gerechtigkeit ankündigt: Jesus Christus 5

Karen Gloy: „Dass ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält [...]" 29

Andreas Resch: Gabriele Amorth (1925–2016) 51

Aus Wissenschaft und Forschung

Die Suche nach außerirdischem Leben geht weiter 77

Extreme Supernova nicht bestätigt 78

Leben nach dem Tod einmal anders 78

Schriftquellen zu magischen Ritualen im alten Ägypten 79

Homöopathie in Russland verboten 80

Dokumentation

Blutende Hostie (Legnica/Liegnitz, Polen, 2016) 81

Paranormologikon

Ägypten 85

Bücher und Schriften

Karlhein Dietz/Christian Hannick/Carolina Lutzka/
Elisabeth Maier (Hg.): Das Christusbild: zu Herkunft und
Entwicklung in Ost und West (A. Resch) 89

Michael Schetsche/Renate Berenike-Schmidt (Hg.):
Rausch – Trance – Ekstase. Zur Kultur psychischer Ausnahmezustände (A. Resch) 92

Anna Lux/Sylvia Paletschek (Hg.): Okkultismus im Gehäuse.
Institutionalisierungen der Parapsychologie im 20. Jahrhundert
im internationalen Vergleich (A. Resch) 94

Grenzgebiete der Wissenschaft 66 (2017) 1, 3–4

EDITORIAL

Wirft man einen Blick auf den Inhalt der in den letzten 65 Jahren publizierten Beiträge in GW, so stehen die einzelnen Themen stets im umfassenden Bereich von Immanenz, Transzendenz und persönlicher Erfahrung. Selbst bei rein naturwissenschaftlichen Abhandlungen blieb die Frage, was denn letztlich alles zusammenhält, niemals ausgeklammert. Geht es schließlich bei der Beschreibung der einzelnen Phänomene doch neben aller wissenschaftlichen Exaktheit immer auch um deren Bezug zum Ganzen. So hat es nie ein Abdriften in den reinen Materialismus, Biologismus, Psychologismus oder Spiritismus gegeben.

Ausblick

Was schließlich die Zukunft betrifft, so sei hier nur kurz auf die aktuelle Situation der geistigen Auseinandersetzung und der gedruckten Information eingegangen.

Wie Sie sicherlich festgestellt haben, ist in den letzten Jahren durch das Handy eine völlig neue Kommunikationsform entstanden, die ich allerdings bereits im Jahr 2000 in einem launigen Artikel als „Globotron am Handgelenk" beschrieben habe. Weltinformation und Weltkommunikation sind inzwischen individueller Standard, der Einzelne ist in Bezug auf Information unabhängig geworden. Das Lesen von Büchern und Zeitschriften scheint obsolet, man informiert sich punkthaft über das Smartphone, womit der augenblickliche Bedarf als gesättigt empfunden wird.

Hinzu kommt, dass im Bildungsbereich, bis hin zu den Universitäten, zunehmend das sog. „Modul-Lernen", also die Beschäftigung mit speziellen Inhaltsblöcken, etwa Kant in der Philosophie, Platz greift. Für die Prüfung mag das von Vorteil sein, für eine umfassende Bildung bedeutet es jedoch den Todesstoß, weil der Bezug zu anderen Philosophen, d.h. die umgebende Philosophiegeschichte, damit ausfällt. Das Punktwissen wird dem Bezugswissen geopfert. Dieses Punktwissen deckt sich mit dem raschen Wissenserwerb über das Smartphone und wird so zum neuen Denkhorizont nach dem Motto „Hol dir, was du brauchst!" Was brauche ich? Das bestimmt die momentane Fragestellung. Nach größeren Zusammenhängen besteht kein Verlangen, weil der gegebene Wissenshorizont es nicht erfordert.

Printmedien

Hierin liegt der Grund, warum Zeitschriften und Bücher mit ausführlichen Argumentationsbeiträgen und Informationen über den Tellerrand hinaus nicht mehr verstanden und daher auch nicht mehr verlangt werden. Sie erweisen sich für den geübten Nutzer moderner Kommunikationsmittel, der sich mittlerweile in den Sphären von 4.0 bewegt, als schwer verdaulich. Hier greift mein alter Spruch für erfolgreiche Ansprachen: „Sprich, was das Volk denkt, dann denkt das Volk, was du sprichst!"

Diese Entwicklung besagt allerdings nicht auch schon das Ende der Printmedien, im Gegenteil! Der Vorteil des Gedruckten gegenüber elektronischen Medien ist nämlich von grundsätzlicher Natur. Gedrucktes fördert das Tastempfinden, schont die Augen, erweitert den Anwendungsbereich, unterstützt die Freiheit, weitet den Erinnerungsraum und gestaltet die Umgebung.

Im wissenschaftlichen Raum, wo es vornehmlich um Zeit und Inhalt geht, ist die gedruckte Publikation durch die Möglichkeit der Angaben von Internetquellen schon rein aus finanziellen Gründen nur mehr durch Zuschüsse aufrechtzuerhalten. Hinzu kommt noch, dass wissenschaftliche Medien vielfältig kopiert, von Bibliotheken in digitaler Form verkauft und von Internetprovidern sogar frei zur Verfügung gestellt werden, ohne den Urheber auch nur zu fragen geschweige denn zu honorieren, denn: Wissenschaft ist frei!

Damit ist auch gesagt, dass die wissenschaftliche Publikation als solche praktisch nur noch künstlich gehalten wird.

Gerade aufgrund dieser nüchternen und zum Teil auch ernüchternden Daten wollen wir unseren Lesern an dieser Stelle einmal für ihre Treue danken und allen ein erfolgreiches Jahr 2017 wünschen.

Redaktion und Mitarbeiter von GW

Grenzgebiete der Wissenschaft 66 (2017) 1, 5–27

JOSÉ CARLOS ESPRIELLA GODÍNEZ

UNSERE LIEBE FRAU VON GUADALUPE (I)

Die Morgenröte, die vorausgeht und die Sonne der Gerechtigkeit ankündigt: Jesus Christus

Prof. Dr. José Carlos Espriella Godínez promovierte an der Universidad Autónoma Metropolitana in Mexiko-Stadt in Chemie und wirkte anschließend als Prof. für Chemie und Mathematik an diversen Lehrinstituten, u.a. auch an der Universidad Nacional Autónoma de México UNAM; seit dem Jahr 2000 Mitglied des mexikanischen Zentrums für Sindonologie und seit 2012 des vom Erzbischof von Mexiko-Stadt, Norberto Kardinal Rivera Carrera, gegründeten Instituto Superior de Estudios Guadalupanos ISEG, dessen Direktor, P. Eduardo Chaves, beim Heiligsprechungsverfahren von Juan Diego als Promotor beteiligt war.

Im folgenden Beitrag (Übersetzung aus dem Spanischen durch die Red.) beschreibt Espriella Godínez die Geschichte der Erscheinung der Maria von Guadalupe. In GW 2017/2 folgt dann die detaillierte Beschreibung der Symbolik des Bildes. Das in den Beiträgen verwendete Bildmaterial stammt vom Autor.

Was die Erscheinungen in Mexiko anbelangt, so sandte Gott nicht nur seine Allerseligste Mutter zum Hügel von Tepeyac, um eine Botschaft der Liebe zu überbringen, sondern entschloss sich vielmehr dazu, selbst in ihrem jungfräulichen Schoß nach Tenochtitlan zu kommen, die im Tal von Anáhuac gelegene alte Hauptstadt des aztekisch-mexikanischen Reiches, heute Mexiko-Stadt. Daher ist Mexiko eine privilegierte Nation, weil sich dort schon im Jahre 1531 die Ankunft des Herrn ereignete, inkarniert im jungfräulichen Schoß seiner Mutter.

Guadalupe

Bei ihrem Kommen nach Mexiko ließ sich die Jungfrau „Hl. Maria von Guadalupe, Mutter des wahren Gottes, für den man lebt" nennen. Der Name „Guadalupe" ist arabischen Ursprungs und bedeutet „Flussbett", besteht ihre Mission doch darin, uns zu Jesus Christus zu führen. Sie ebnet uns den Weg zu ihm, welcher der Fluss bzw. das Lebendige Wasser ist. Damit ist gesagt, dass im Zentrum der Botschaft von Guadalupe in erster Linie Christus steht. Als die Jungfrau den Seher *Juan Diego* ersuchte, Bischof Juan de Zumárraga

Abb. 1: Hl. Maria von Guadalupe

aufzufordern, ein „Häuschen", sprich: eine Kirche zu bauen, um dort Gott anzubeten, meinte sie damit einen Ort, an dem man Eucharistie feiern könne, die der Höhepunkt des christlichen Lebens ist. Von daher ist Maria als „eucharistische Frau" zu verstehen (Abb. 1).

Der Name „Guadalupe" war den spanischen Eroberern, die amerikanischen Boden betraten, nicht neu. Sie waren mehr als vertraut damit, denn der Legende nach erschien die Jungfrau Maria 1326 einem spanischen Hirten namens *Gil Cordero* in Extremadura in der spanischen Provinz Cáceres, am Ufer des Rio Guadalupe (es sei daran erinnert, dass Spanien 600 Jahre unter muslimischer Herrschaft stand). Besagtem Hirten, der die verschiedensten Gegenden der Region durchstreifte, offenbarte sie, dass an eben jenem Ort am Rio Guadalupe eine kleine Marienstatue verborgen sei.

Dieses Bild, das einige dem hl. Lukas zuschreiben, wurde nach Kleinasien gebracht, gelangte nach Byzanz und dann nach Rom. Im 6. Jahrhundert schenkte es Papst Gregor d. Gr. seinem Freund, dem hl. Leander[1], weshalb es schließlich in Sevilla landete. Als im 7. Jahrhundert die Muslime in Spanien einfielen und auf ihrem Feldzug alles zerstörten, was ihnen unterkam, wurde die Marienstatuette – um sie zu schützen und vor der Profanierung zu bewahren – zusammen mit anderen Reliquien von einigen frommen Klerikern aus der Stadt geschafft und in der Sierra de Villuercas am Rio Guadalupe versteckt, wo sie der Entdeckung durch den Hirten Gil Cordero harrte.

[1] Fray Isidoro Acemel, Ofm, Monasterio de Guadalupe: "Milagros de Nuestra Señora de Guadalupe, desde el año 1407–1497" (1916), in: J. J. Benitez: El misterio de la virgen de Guadalupe. Barcelona: Ed. Planeta, 2007.

Das Kloster Guadalupe in der Extremadura

Zur Bestätigung der Anwesenheit der Jungfrau, so die Legende, seien eine Kuh, die dem Hirten gehört hatte und kürzlich verendet war, ebenso wie der unlängst verstorbene Sohn des Hirten wieder zum Leben erwacht – womit das Wunder besiegelt war. An eben jenem Ort in der Extremadura, Provinz Cáceres, wurde ein kleines Kloster errichtet (Abb. 2), dem die Hieronymiten

Abb. 2: Kloster der Hieronymiten in der Extremadura, Spanien

vorstanden und wo die Statuette der schwarzen Jungfrau von Guadalupe aufgestellt wurde. Später dann, im Jahre 1908, nahmen Franziskaner das Kloster in Besitz, das sich mittlerweile zu einem Heiligtum gewandelt hat.

Der aus schwarzem Holz geschnitzten und auf dem Hochaltar des genannten Klosters im spanischen Extremadura platzierten Marienstatue (Abb. 3–4) wurde von den dortigen Pfarreimitgliedern wie von der spanischen Bevölkerung insgesamt eine hohe Verehrung entgegengebracht, so dass die im Zuge der Conquista in Mexiko eintreffenden Spanier, Soldaten wie Missionare, bereits glühende Verehrer der schwarzen Jungfrau von Guadalupe waren. Im Archiv des spanischen Heiligtums von Cáceres befindliche Kodizes berichten davon, dass 1528 Hernán Cortés der Jungfrau von Extremadura seine Aufwartung machte. Weiters geht daraus hervor, dass Gouverneure und andere Konquistadoren ihr mit Perlen, Federn, Smaragden sowie Gegenständen aus Silber und Gold huldigten.

Zudem wissen wir, dass im Kloster von Guadalupe in Extremadura ein Treffen zwischen Christoph Kolumbus und den Katholischen Königen Isa-

Abb. 3: Jungfrau v. Guadalupe, Spanien, ursprünglich im Chor des Klosters der Hieronymiten

Abb. 4: Jungfrau von Guadalupe in der Kirche in der Extremadura, Spanien

bella I. von Kastilien und Ferdinand II. von Aragón stattfand. Auch ist bekannt, dass derselbe Kolumbus, als er bei seiner Überfahrt mit Kurs auf die neuen Länder auf hoher See in einen starken Sturm geriet, den Schutz der Jungfrau von Guadalupe in Spanien anrief und, nachdem er den Zwischenfall überlebt hatte, zum Dank dafür eine Karibikinsel mit dem Namen Guadalupe bedachte.

Jahre später, 1499, wurde in eben diesem Kloster von Guadalupe in Cáceres eine andere Marienstatue aufgestellt, die unter Anrufung der Unbefleckten Empfängnis[2] aus Holz geschnitzt worden war. Die Skulptur, die einige dem Bildhauer *Digante Guillermín*, andere *Egas Cueman* zuschreiben, befindet sich im Chor des Klosters, dort, wo früher die Statue der Schwarzen Madonna stand, welche man dann auf den Hochaltar stellte. Die Skulptur der Unbefleckten Empfängnis war bei der spanischen Bevölkerung nicht sehr populär, da nur die Mönche der Hieronymiten Zugang zum Chor des Klosters hatten. Zudem gestatteten die Vorschriften der Hieronymiten generell keinen Zugang zum jeweiligen Chorbereich in ihren Klöstern. Daher genoss die Statue im Volk keine große Verehrung, weshalb auch die spanischen Eroberer und Missionare,

[2] Sebastian García, Ofm, Archivero del Real Monasterio de Guadalupe: La Concepción, "Imagen titular del Coro". Sevilla: Ed. Guadalupe, 2002.

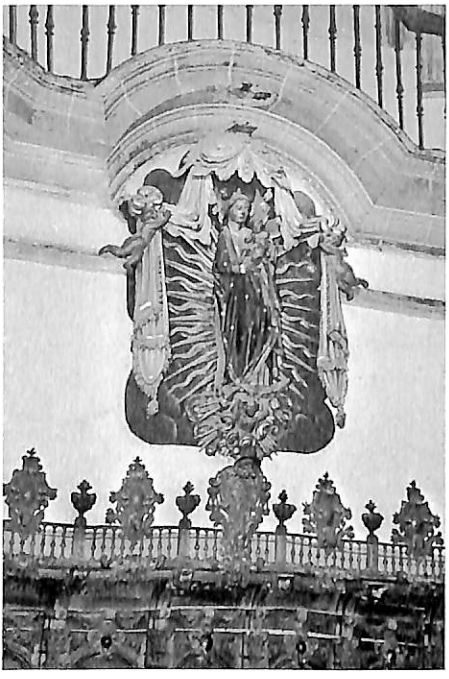


Abb. 5a: Mexikanische Guadalupe im Chor des Klosters in der Extremadura

Abb. 5b: Mexikanische Guadalupe, Extremadura, Einzelansicht

die dann in mexikanisches Territorium vorstießen, die Schwarze Madonna von Guadalupe weitaus mehr verehrten (Abb. 5a und 5b).

Darüber hinaus muss betont werden, dass besagte Skulptur der Jungfrau von der Unbefleckten Empfängnis aus dem Chor des Klosters von Guadalupe in Extremadura nie als Jungfrau von Guadalupe bekannt war, sondern von den Mönchen immer als „Jungfrau von der Unbefleckten Empfängnis" betitelt wurde, weil die Bezeichnung „Jungfrau von Guadalupe" einzig und allein der Schwarzen Madonna auf dem Altar zukam, die man am Rio Guadalupe gefunden hatte.

Die Skulptur der Jungfrau von der Unbefleckten Empfängnis im Chor des Klosters von Guadalupe zeigt gewisse Ähnlichkeiten mit dem in die Tilma des hl. Juan Diego eingeprägten Bild der Jungfrau von Guadalupe in Mexiko. Dieser Umstand veranlasste einige Autoren zu der irrigen Behauptung, dass die mexikanische Guadalupe eine Kopie der spanischen Guadalupe sei, die irgendein mexikanischer Maler geschaffen habe. Diesbezüglich ist zu sagen, dass – auch wenn feststeht, dass die Skulptur der Jungfrau von der Unbefleckten Empfängnis im Chor des Klosters von Guadalupe vor der Eroberung Mexikos angefertigt wurde und ihre Entstehungszeit daher vor dem Bild im mexikanischen Guadalupe liegt – man guten Gewissens

behaupten kann, dass die Züge der Skulptur der Jungfrau im Chor der Hieronymiten keine Ähnlichkeit mit jenen der Jungfrau von Guadalupe in Mexiko aufweist, ausgenommen solche, die diesem Typus von Mariendarstellungen nun einmal eigen sind und die auch beide, sowohl die spanische als auch die mexikanische Skulptur der Unbefleckten Empfängnis, besitzen.

Diese Feststellung wird erhärtet durch vertrauenswürdige Dokumente aus dem Kloster von Guadalupe in Spanien. Aus ihnen geht hervor, dass im Jahre 1743, während der Restaurierung des Klosters, an der Skulptur der Unbefleckten Empfängnis verschiedene Details hinzugefügt wurden, um sie der Jungfrau von Guadalupe in Mexiko ähnlich zu machen. So berichtet der Spanier García Mogollón[3], dass die Wolken, die Strahlen und der Engel zu ihren Füßen nachträgliches Beiwerk darstellen: „Nun, wenn man diesen Chor überblickt, so gewahrt man eine äußerst interessante Skulptur der Jungfrau Maria in gotischem Stil und von beachtlichem Ausmaß. Dem Modell der Unbefleckten Empfängnis nachempfunden, schwebt sie, das Jesuskind im Arm haltend, über dem zunehmenden Mond. Der Sockel aus Wolken und der sie umgebende Strahlenkranz, der sie mit einem Cherub trägt, sind Zugaben aus dem 18. Jahrhundert."

Ebenso wurde bei der Restaurierung des Klosters der Mantel der Unbefleckten Empfängnis blau eingefärbt und die Sterne, die sie vorher auf dem Haupt getragen hatte, wurden in den Mantel integriert. Laut Carlos Villa Campa[4] aus Extremadura „wurde die wertvolle Stickerei, die den gotischen Figuren der Zeit eignet und bei unserer Figur Tunika und Mantel ziert, mit blauer Farbe beschmiert (so der Ausdruck), und an jenen Stellen, wo der Mantel in seinem blauen Anstrich sichtbar wird, hat man im Stil des Churrigueriesmus [iberische Spielart des Spätbarocks ca. 1690–1750, Anm. d. Red.] die 42 Sterne, die sich im Bogen des abgerissenen Chores befanden, eingefügt, um ihr die aktuelle apsidiale Form zu verleihen". Im Zuge dieser Restauration, die ein Jahr dauerte, kam auch der schützende Baldachin hinzu.

Auf der Grundlage des oben Gesagten lässt sich zweifelsfrei konstatieren, dass für die Erstellung des Bildes von Guadalupe in Mexiko nicht die spanische Madonna aus dem Chor des Klosters in der Extremadura Modell stand, wie

[3] Florencio García Mogollón, Monasterio de Guadalupe: Nuestra Señora del Coro (1978), in: Sebastian García, Ofm: "La Concepción, Imagen titular del Coro". Sevilla: Ed. Guadalupe, 2002.

[4] Carlos Villa Campa: "Libro de recibo y gastos que tiene la fabrica, adornos y lucimiento de la Iglesia de Ntra Señora Santa María de Guadalupe, desde el día 8 de Noviembre de 1742", in: Sebastian García, Ofm: "La Concepción, Imagen titular del Coro". Sevilla: Ed. Guadalupe, 2002.

von einigen historisch Unbewanderten behauptet wird, sondern das Gegenteil ist der Fall. Die Jungfrau von Guadalupe in Mexiko diente als Vorlage für die Restauration der Skulptur der Unbefleckten Empfängnis im Chor des Klosters von Extremadura, um eine Ähnlichkeit mit der mexikanischen Guadalupe herzustellen. Das ist der Grund, warum beide Bilder – die Jungfrau von Guadalupe in Mexiko und die Jungfrau aus dem Chor (nicht dem Hochaltar) des Klosters in der Extremadura einen nahezu identischen Strahlenkranz aufweisen.

Wahrscheinlich musste das Bild der spanischen Immaculata im Grunde sogar gewisse Ähnlichkeiten mit der mexikanischen Guadalupe zeigen, was darauf zurückzuführen ist, dass beide Skulpturen Züge der Unbefleckten Empfängnis tragen. Das wird ersichtlich beim Vergleich von Abb. 6 und 7, bei denen es sich zwar jeweils um eine Unbefleckte Empfängnis, nicht aber um die Jungfrau von Guadalupe handelt. Die Ähnlichkeiten mit der mexikanischen Guadalupe sind offensichtlich, doch ist das dem Umstand geschuldet, dass eben beide dem Typus „Unbefleckte Empfängnis" angehören und nicht weil sie Kopien der mexikanischen Guadalupe sind.

Abb. 6: Immacolata mit Elementen der Guadalupe von Mexico

Fälschlicherweise wird jedoch behauptet, dass sich die Verehrung der Guadalupe in Mexiko durch die spanischen Missionare ausgebreitet habe, die im Zuge der Eroberung dorthin kamen, weil diese, wie erwähnt, schon die Schwarze Madonna von Guadalupe verehrt hatten und so die Evangelisierung der einheimischen Bevölkerung unmittelbar beeinflussten. Wäre dies allerdings der Fall gewesen, würde es in Mexiko Altäre geben, die der Schwarzen Madonna von Guadalupe geweiht sind. Das entspricht insofern nicht der

Abb. 7: Immacolata mit Elementen der Guadalupe von Mexico

rung der Guadalupe in Mexiko durch die Spanier allein unter Verwendung von Bildern der Unbefleckten Empfängnis aus dem Chor des Klosters in der Extremadura erfolgte, weil dieser Jungfrauentypus, wie schon erwähnt, bei den Spaniern, ausgenommen die Mönche der Hieronymiten, nicht sehr bekannt war. Zudem konnten die Spa-

Realität, als einem beim Gang durch Mexiko-Stadt eine Vielzahl von Kirchen und auch Straßen begegnet, deren Altäre nicht der spanischen, sondern der mexikanischen Guadalupe geweiht sind, die dem Indio Juan Diego erschien.

In Südamerika war die Situation anders. Dort gibt es Altäre, die der spanischen Guadalupe geweiht sind. Bekanntlich kam 1609 Pater *Francisco Ocaña* vom Kloster von Guadalupe in der Extremadura, Spanien, in dieses Gebiet. Und er berichtet, dass von seiner spanischen Guadalupe Zeichnungen angefertigt wurden. Daher findet man in diesen Regionen sowohl Nachbildungen der spanischen als auch der mexikanischen Guadalupe (Abb. 8).

Es ist aber auch eher unwahrscheinlich, dass die Verbreitung der Vereh-

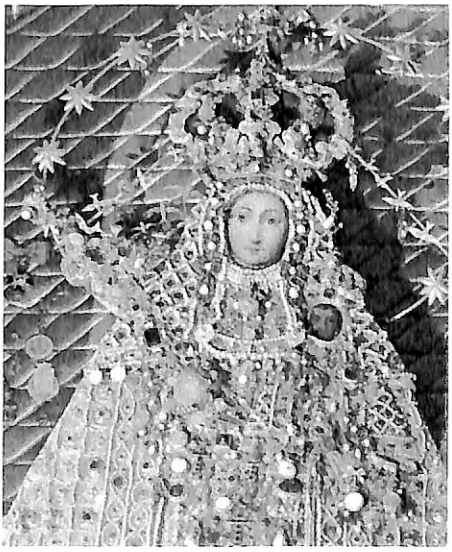


Abb. 8: Jungfrau von Guadalupe in Sucre, Bolivien

nier, die nach Mexiko gingen, keine Bilder der Jungfrau mitnehmen. Und dieses Bild konnte schon deswegen nicht die Ursache für die Verbreitung der Guadalupe in Mexiko sein, weil – wie wir weiter sehen werden – die Darstellung der Unbefleckten Empfängnis aus dem Chor in der Extremadura vorher niemand unter dem Namen „Jungfrau von Guadalupe" gekannt hatte.

Weitere Hinweise, die als Garant dafür dienen, dass die Darstellung der mexikanischen Guadalupe nicht von den Spaniern mitgebracht wurde bzw. dass es sich dabei nicht um ein Gemälde des Indigenen *Marcos* handelt, der die spanische Jungfrau kopiert haben soll, sind folgende:

1. Die Analyse von Infrarotaufnahmen[5], die von der mexikanischen Guadalupe gemacht wurden, ergab keine Pigmente, die man von konventionellen Bildern her kennt – außer an einigen Stellen, von denen wir wissen, dass sie in der Vergangenheit überarbeitet wurden und sich von später hinzugekommenem Beiwerk, wie Strahlenkranz, Mond, Hände, schwarzes Band oder Teile des Gesichts, unterscheiden.

2. Die Tatsache, dass manchen spanischen Missionaren die Verehrung der mexikanischen Jungfrau ein Dorn im Auge war und sie deshalb ersuchten, nicht den Namen „Guadalupe" für sie zu verwenden, weil dies ihrer Meinung nach eine Erfindung des Volkes war, um weiterhin ihre Götzen zu verehren, beweist, dass die mexikanische und die spanische Guadalupe im Prinzip keine Ähnlichkeiten in den Gesichtszügen aufwiesen, da einige Spanier, die nach Mexiko kamen, keine Ähnlichkeit mit der spanischen Jungfrau entdecken konnten.

Einer von ihnen war Fray *Bernardino de Sahagún*, der sich zu der extremen Behauptung hinreißen ließ, das Bild der mexikanischen Guadalupe sei eine Erfindung des Teufels zur Verschleierung des Götzendienstes:[6] „Hier in Mexiko gibt es einen kleinen Berg namens Tepeácac, den die Spanier Tepeaquilla nennen. Jetzt wird dort die Kirche Unserer Lieben Frau von Guadalupe gebaut, die sie auch Tonanzin nennen. Dem sollte man Abhilfe schaffen. Es scheint dies eine Erfindung des Teufels zu sein, um den Götzendienst zu kaschieren. Ihre Verehrung ist suspekt." Nach Sahagúns Meinung bot die Verehrung des Bildes den Indigenen die Möglichkeit, weiterhin ihrem Götzendienst zu frönen, vor allem ihrer Göttin Tonantzín Coatlicue zu huldigen. Es muss allerdings gesagt werden, dass es sich bei „Tonantzín" nicht um eine Gottheit

[5] Jody Smith / Philip Callahan: "Informe sobre la imagen de la Virgen de Guadalupe", in: J. J. Benitez: El misterio de la virgen de Guadalupe. Barcelona: Ed. Planeta, 2007.

[6] Fray Bernardino de Sahagun: "Historia General de las Cosas de la Nueva España". México, D.F.: Ed Porrúa (Col "Sepan Cuantos", N° 300), 1982.

handelte, sondern um einen Ausdruck aus der Nahuatl-Sprache, der „Kleine Mutter" bedeutet. Diese Aussage suggeriert uns auch noch ein Zweites: Wenn nämlich das mexikanische Bild von den Spaniern ins Land gebracht worden wäre, wie könnte dann Sahagún als Spanier dieses als teuflisch bezeichnen?

Ein anderer spanischer Mönch, der ebenfalls der Ansicht war, dass die mexikanische Guadalupe jene sei, die er unter dem Namen „Guadalupe" kannte, war *Hieronymus Diego de Santa Maria*[7] vom Kloster von Guadalupe in der spanischen Extremadura, der von seinen Oberen im Jahre 1570 eigens nach Mexiko gesandt wurde, um die Verbindungen zum Kult der mexikanischen Guadalupe zu untersuchen, deren Popularität sich damals bereits bis nach Spanien ausgebreitet hatte. Als dieser Mönch, eben Diego de Santa Maria, das in die Tilma des Juan Diego eingeprägte Bild der Guadalupe sah, konnte er keine Ähnlichkeit mit der spanischen Guadalupe seines Klosters feststellen. Daher schlug er vor, ihren Namen in Jungfrau von Tepeaca oder Tepeaquilla umzubenennen, weil er fälschlicherweise annahm, dass irgendein Spanier einmal das Kloster in der Extremadura besucht habe, dann nach Mexiko gekommen sei und auf der Anhöhe von Tepeyac eine Einsiedelei unter dem Namen Guadalupe errichtet habe, mit dem Ziel, sich die Almosen anzueignen, die dort eingingen. Als er sich enttarnt sah – so der Mönch weiter – , machte er sich wohl mit den Spenden aus dem Staub, weshalb die in der Eremitage von Guadalupe auf dem Tepeyac eingenommenen Almosen nach Ansicht von Hieronymus Diego in das Kloster von Guadalupe nach Spanien verbracht werden müssten, weil einzig und allein die Mönche der Hieronymiten das volle Recht auf den Namen Guadalupe hätten.

Juan de Zumárraga

P. *Juan de Zumárraga*, der erste Bischof von Neuspanien, heute Mexiko, und Augenzeuge der Erscheinungen der Jungfrau im dortigen Guadalupe, vertrat ebenfalls die Meinung, dass man sie nicht Jungfrau von Guadalupe nennen sollte. Er bevorzugte die Bezeichnung Jungfrau von der Empfängnis, da die mexikanische Jungfrau augenscheinlich die Merkmale einer Unbefleckten Empfängnis trage, wenngleich sie auf der Tilma des Juan Diego nicht das Haupt einer Schlange zermalmt, denn nach der einheimischen Mentalität war die Schlange nicht ein Zeichen des Bösen, sondern der Fruchtbarkeit.

[7] Fray Diego de Santa María: Carta dirigida a sus superiores, 1742. México, D.F.: Archivo de la Insigne y Nacional Basílica de Guadalupe.

Das mag auch ein Grund dafür sein, warum sich kaum Schriften von Zumárraga finden, in denen er die Jungfrau von Guadalupe erwähnt, wie dies in der Botschaft des Bischofs zum Ausdruck kommt, die er im Dezember 1531, unmittelbar nach den Erscheinungen[8], an *Hernán Cortés* schicken ließ: „Euer Gnaden teile der Marquesa mit, dass ich der Hauptkirche den Namen *Concepción de la Madre de Dios* zu geben beabsichtige, weil Gott und seine Mutter an jenem Tag wünschten, dass diesem Land die Gnade zuteil werde, die es verdiente. So viel für jetzt." Unterzeichnet mit „De V.S. Capellán. El electo regocijado".

Wie man sieht, firmiert Zumárraga, der 1529 gewählte erste Bischof, mit „regocijado", aus Freude darüber, dass er zum Augenzeugen der Erscheinung der Jungfrau von Guadalupe wurde. Und er bringt hier eine ganz andere Geisteshaltung zum Ausdruck als noch zwei Jahre zuvor, wo er Karl V. schrieb, dass das Land im Begriff sei, sich völlig zu verlieren.

Bekehrung der Einheimischen

Dies ist auch eine Bestätigung dafür, dass sich die zunehmende Verehrung der Jungfrau von Guadalupe in Mexiko nicht den Indigenen verdankt, die diese Verehrung von den Spaniern übernommen hätten. Es kann vielmehr als sicher angenommen werden, dass die Bekehrung der Einheimischen und die Verbreitung der Verehrung der Jungfrau von Guadalupe in erster Linie auf das wunderbare und unbestrittene Faktum der Erscheinungen der *Allerseligsten Jungfrau auf mexikanischem Boden* zurückgeht, die – das Jesuskind in ihrem Schoß – die Bekehrung von Millionen Indigenen zum Christentum bewirkte. Das ist auch der Grund, warum sich die Patres nach den Erscheinungen der Evangelisierung und Spendung der Sakramente an Millionen von Konvertiten widmeten, die sich schlagartig bekehrten – nicht, weil ihnen die Patres die Verehrung der Jungfrau von Guadalupe eingeredet hätten.

Wie sollte es sich sonst erklären, dass zwischen 1523 und 1531 – seit der Ankunft dreier belgischer Missionare, darunter *Pedro de Gante*, dann 1524 bei den nachfolgenden 12 Franziskanern und noch später bei den wenigen Dominikanern, die nach Mexiko kamen, insgesamt ungefähr 35 bewundernswerte und enthusiastische spanische Patres, die weder mit der aztekischen

[8] Fray Juan de Zumárraga: "Recado urgente a Hernán Cortés", Archivo General de Indias, Estante 51, cajón 6, legajo 3, in: Eduardo Chávez Sánchez: "Juan Diego, El mensajero de Santa María de Guadalupe", publicado por la Insigne y Nacional Basílica de Guadalupe, México D.F., 2002.

Kultur noch mit der Náhuatl-Sprache vertraut waren, ebenso wenig wie die Eingeborenen die spanische Sprache beherrschten – wie also sollte es sich erklären, dass diese Patres damals mit ihrer Verkündigung die gesamte aztekische Bevölkerung erreichten, die zu der Zeit 250.000 Menschen zählte? Wie Pater *Toribio de Motolinia*[9] erzählt, waren die Indios in den ersten Jahren bezüglich Bekehrung zurückhaltend: „Fünf Jahre lang hat es die Mexikaner kaltgelassen."

Sicher ist, dass die Missionare in den acht Jahren vor 1531, dem Datum der Erscheinungen der Jungfrau von Guadalupe in Mexiko, aufgrund ihrer Verkündigung und des Lebenszeugnisses, das sie gaben, verschiedene Bekehrungen bewirkten, darunter auch des Sehers und inzwischen heiligen *Juan Diego*, früher Cuauhtlatoatzin genannt. Doch das gesamte aztekische Volk und die umliegenden Stämme zu bekehren, war ein enormes Unterfangen, das ihre Kräfte bei Weitem überstieg. Wie lässt sich daher erklären, dass nach den Erscheinungen der Jungfrau auf der Anhöhe von Tepeyac 1531 die Zahl der Bekehrungen in astronomische Höhen stieg und sich 1538, nur sieben Jahre später, schon auf neun Millionen belief – ein Erfolg, den es in der Geschichte der Christenheit voher nie gegeben hat?!

Groß war der Ansturm der Indigenen, die aus den abgelegensten Regionen herbeiströmten, wohin die Missionare noch nie einen Fuß gesetzt hatten, nur angezogen von den Berichten über die Erscheinungen der Jungfrau, die der Seher Juan Diego seinen Landsleuten ein ums andere Mal weitergab und die von den Einheimischen durch Mundpropaganda verbreitet wurden. Dazu kam noch das Bild der Jungfrau, das in seine Tilma eingeprägt war, die von Symbolen nur so strotzte, welche die Indigenen zu lesen verstanden und sich zu eigen machten, weil sie in einer solch beredten Form zu ihnen sprachen, dass sie von der göttlichen Botschaft, die ihnen die Königin des Himmels übermittelte, unverzüglich überzeugt waren. So kamen sie denn von weit her, um das Sakrament der Taufe, der Versöhnung und der christlichen Ehe zu erbitten, worauf sie manchmal bis zu drei Monate warten mussten. Der Andrang war so groß, dass man zu gewissen Zeiten bis zu 4.000 an einem Tag zählte, so viele, dass die Missionare zu erschöpft waren, um noch einen Arm heben zu können.

Fest steht, dass es nicht möglich ist, die Erscheinungen der Jungfrau von Guadalupe in Mexiko vom historischen Standpunkt aus zu erklären. Offenkundig jedoch ist die Auswirkung, die dieses Ereignis in der Bevölkerung hin-

[9] Fray Toribio Paredes de Benbente Motolinia: "Historia de los indios de la Nueva España", pp. 78. México: Ed. Porrúa (= col "Sepan cuantos") n° 109, 1973.

terließ, und dass es sehr schwer bis unmöglich sein wird, die enorme Zahl der dadurch verursachten Bekehrungen allein mit dem Hinweis auf die menschlichen Anstrengungen der bewundernswerten Patres abzutun. Die gesellschaftlichen und religiösen Auswirkungen im Volk waren gewaltig und hinterließen in der Geschichte der mexikanischen Nation unauslöschliche Spuren.

Wie hätten diese bewundernswerten Missionare eine so große Zahl an Einheimischen bekehren können, wo sie doch nach der Eroberung eine derartige Aversion gegen alles Spanische zu spüren bekamen und die Indigenen von allem, was mit den Spaniern zu tun hatte, nichts wissen wollten, nachdem diese sie in einem blutigen Krieg geschlagen und gedemütigt hatten, der tausende Opfer forderte und sie nach einer drei Monate währenden schrecklichen Belagerung der Stadt ohne Wasser und Nahrung ließ? Wie sollte hier eine Evangelisierung vonstattengehen? Wie von einem Gott der Liebe und Gerechtigkeit gesprochen werden? Und dann noch diese furchtbare Pockenepidemie, die, eingeschleppt von einem Negersklaven in den Reihen der Spanier, über die Bewohner hereinbrach und mehr als die Hälfte der Bevölkerung dahinraffte.

Hinzukommt noch: Wie sollte Evangelisierung schließlich gelingen angesichts des antichristlichen Zeugnisses der spanischen Soldaten, die den Einheimischen ihr Land raubten, deren Frauen vergewaltigten, ihre Heiligtümer zerstörten und sie schlechter als Tiere behandelten? Wie da von einem Gott der Vergebung und Gerechtigkeit zu ihnen predigen? Und nicht nur das! Selbst die spanischen Zivilisten stellten sich gegen die Missionare, welche die Einheimischen verteidigten, und drohten diesen mit der Todesstrafe, falls sie sich mit den Patres einließen. Das ging sogar so weit, dass ein Mitglied des ersten Tribunals, der Akademiker Gordillo, versuchte, den Bischof von Mexiko, Fra Juan de Zumárraga, mit einer Lanze zu ermorden, die zum Glück ihr Ziel verfehlte. Wie also hier das Evangelium verkünden und von einem Gott der Güte und Barmherzigkeit sprechen?

Die Situation in Mexiko war so ernst, dass Bischof Zumárraga 1529 dem spanischen König Karl V. einen Brief schrieb, um ihn über die Lage in Neuspanien zu unterrichten. Um zu verhindern, dass der Brief von den Mitgliedern des Tribunals abgefangen wurde, gab er diesen in ein Fass mit Wachs und befestigte selbiges mittels Seil an einem nach Spanien auslaufenden Schiff, sodass es wie eine Boje aussah. In besagtem Brief schilderte er die unglaublich dramatische Situation, die er damals in Mexiko erlebte, und teilte mit, dass er entschieden habe, die Mission dort aufzugeben, alle Kirchen zu schließen, die verbliebenen Hostien zu konsumieren und nach Spanien zurückzukehren, da die Lage erschreckend und höchst besorgniserregend sei. Den Brief an den

König schloss er mit folgenden Worten[10]: „Wenn Gott hier nicht eingreift, wird dieses Land komplett vor die Hunde gehen."

Die Erscheinung der Jungfrau

Und Gott erhörte die Bitte des Bischofs. Die Antwort des Himmels war, dass Er 1531 höchstpersönlich in die Geschichte einbrach und im jungfräulichen Schoß der Madonna von Guadalupe in Mexiko Gestalt annahm. Dank dieser göttlichen Intervention kam es zur Bekehrung der Völker des Territoriums, nicht nur des großen Tenochtitlan, sondern des gesamten Umlandes.

Es besteht kein Zweifel, dass die Erscheinungen der Jungfrau in Mexiko auf der Grundlage eines göttlichen Plans erfolgten, wohldurchdacht und mit göttlicher Präzision auf das Sorgfältigste berechnet waren. Es handelte sich auch um kein Zufallsereignis, sondern Gott, in seiner unendlichen Weisheit, verstand es, den geeigneten Zeitpunkt und das rechte Volk zu wählen. Die Azteken waren nämlich ein hoch religiöses Volk, das den Keim der Wahrheit bereits in sich trug und zur Erkenntnis gelangt war, dass ein Gott namens *Ometeotl* existierte, der an der Spitze aller übrigen Götter stand. Bestimmte religiöse Praktiken pflegten sie besonders rigoros, wie z.B. lange Fastenperioden zur Vorbereitung auf ihre religiösen Feste, bei denen sie große Opfer darbrachten. Somit wollte sich Gott der religiösen Errungenschaften dieses Volkes bedienen, das gleich einem wohlvorbereiteten Boden war, um die Botschaft der Erlösung aufzunehmen und so zu einer Inkulturation des Evangeliums zu gelangen.

Gott nahm die Samenkörner der Wahrheit, welche die Azteken bereits ihr eigen nannten, und erhob sie zur Fülle der Wahrheit in Jesus Christus. Das soll jedoch nicht heißen, dass Gott die Glaubensvorstellungen der Eingeborenen mit jenen der Christen zu einen Synkretismus formte! Ebenso wenig bedeutet es, dass Er den Götzendienst unterstützte. Gott wusste sich vielmehr des Guten zu bedienen, das aus jenem Volk kam, und es zur Fülle der Wahrheit zu bringen.

Er verstand sich auch in der Wahl der rechten Zeit, um die Inkulturation des Evangeliums auf dem amerikanischen Kontinent voranzutreiben, und profitierte durch seine Gestaltwerdung im unbefleckten Schoß seiner Mutter von der überaus großen Verzweiflung der Azteken, die vor der spanischen Eroberung als unbesiegbar galten und sämtliche Völker der Umgebung beherrsch-

[10] Carta de fray Juan de Zumárraga al rey de España, México a 27 de Agosto a 1529.

ten und unterjochten, die sich aber jetzt nach der Eroberung geschlagen sahen, gedemütigt, versklavt, ihrer Länder und Frauen beraubt, ihres Glaubens und ihrer Götter entledigt und die Zerstörung ihrer Tempel[11] miterlebten, welche die Grundlage der gesamten Zivilisation waren. Da die Missionare argumentierten, dass ihre gesamten Praktiken Teufelswerk seien, verbrannten sie alles, was mit ihren Götzen und Tempeln zusammenhing.

Gran Tenochtitlán wurde 1325 von den Azteken (*Mexica*) gegründet, einem Volk, das, angeführt von dem Priester Tenoch, aus den Höhlen von Aztlán kam und sich im Tal von Anáhuac niederließ. Ihre Zeitrechnung basierte auf

Abb. 9: Sonnenstein (Azteken-Kalender)

52-Jahre-Zyklen. Nach ihrem Verständnis und dem verschiedener Völker Mittelamerikas hatte das bestehende Universum bis zur Conquista hin vier Zeitalter durchschritten, von denen jedes von einer Sonne regiert wurde, die eine Gottheit verkörperte. Diese vier Zeitalter hatten jeweils mit der Zerstörung der sie regierenden Sonne geendet, wobei auch die jeweiligen Bewohner vernichtet wurden und verschiedene Kategorien von Tieren an ihre Stelle traten. All das fand seinen Niederschlag auf dem sog. *Sonnenstein*, der heute „Azteken-Kalender" genannt wird, auf dessen Grundlage sie regierten. Bei der

[11] Eduardo Chávez Sánchez: "Juan Diego, El mensajero de Santa María de Guadalupe", publicado por la Insigne y Nacional Basílica de Guadalupe, México, D.F., 2002.

Ankunft der spanischen Eroberer befanden sich die Azteken gerade im fünften Sonnenzeitalter, das, nach dem Sonnenstein (Abb. 9) zu schließen, das letzte sein sollte und von dem sie wussten, dass danach nichts mehr kam, weil die gesamte Zivilisation und das Universum durch eine Katastrophe gewaltigen Ausmaßes unweigerlich zerstört würden.

So glaubte der Aztekenherrscher *Moctezuma* bei der Ankunft von *Hernán Cortés*, dass die im „zweiten Sonnenzeitalter" verbannte Gottheit *Quetzalcoatl*, die im Westen untergegangen war und versprochen hatte, im Jahr 1 caña bzw. 1519 wieder aufzugehen – im gleichen Jahr also, in dem Hernán Cortés schwarz gekleidet, weil Karfreitag war, an der mexikanischen Küste an Land ging – , dass also Quetzalcoatl in Gestalt von Cortés zurückgekehrt sei, um einzufordern, was ihm gehörte. Der Herrscher katte keinen Zweifel, dass das Zeitalter der fünften Sonne im Jahre 13 caña bzw. 1531 enden werde. Als die Azteken dann den Spaniern unterlagen, verstanden sie, dass sich die Prophezeiungen nun zu erfüllen begannen und dies die Zeichen dafür waren, dass die aztekische Kultur kurz vor ihrer Zerstörung stand, die sich nicht aufhalten ließ. Alles schien verloren, sie wähnten sich von den Göttern verlassen und warteten nur mehr auf den Tod, da ein Weiterleben für sie keinen Sinn mehr machte. Das Volk versank mithin in einer großen Depression.

1531 waren es bereits zehn Jahre, dass die Azteken ihren Göttern nicht mehr geopfert hatten, und so befürchteten sie, dass das Universum jeden Augenblick in sich zusammenstürzen werde, weil sie innerlich überzeugt waren, dass Gran Tenochtitlán der Mittelpunkt der Welt und des Universums sei, wo Gott, der Herr des Himmels und der Erde und der Schöpfer der Menschen wohnte. Daher ihre Annahme, dass die Weiterexistenz von Sonne und Kosmos von ihnen abhängen würde. Um zu verhindern, dass die Sonne kollabierte und es zu einer Katastrophe kam, meinten sie, unaufhörlich Opfer bringen zu müssen, das Blut und die Herzen von Mädchen sowie das Blut der Gefangenen aus siegreichen Schlachten, um so die Sonne und den gesamten Kosmos am Leben zu erhalten. Das war der Grund, warum sie glaubten, dass es 1531 zum Weltuntergang kommen und alles ein Ende haben werde.

Im Zusammenhang mit diesem extremen Pessimismus in der Bevölkerung kam es in Gran Tenochtitlán zu einigen Ereignissen, die große Katastrophen[12] erahnen ließen und den Azteken zweifellos bestätigten, dass ein Umsturz gewaltigen Ausmaßes bevorstand, der ihre Zivilisation vernichten

[12] Fernándo Ojeda: "Música en la Imagen Guadalupana". 2ª Ed., publicado por el Instituto Superior de Estudios Guadalupanos, México D.F., 2008.

werde. Eines dieser Ereignisse geschah 1529, als man am Himmel über der Stadt einen Kometen beobachtete (später als Halleyscher Komet bekannt), der nichts Gutes versprach, sondern vielmehr eine gigantische Katastrophe ankündigte. Weitere Zeichen dieser Art ereigneten sich zwischen 1529 und 1530, als man in Gran Tenochtitlán drei Erdbewegungen wahrnahm, die ebenfalls auf ein großes Unglück schließen ließen. Dazu kam noch, dass sich die Prophezeiungen über jene gewaltige Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes unmittelbar zu bestätigen schienen, kam es doch 1530 zu einer Sonnenfinsternis, bei der die Azteken gewahrten, dass die fünfte Sonne langsam vom Mond verschlungen wurde. Es bestand kein Zweifel mehr, dass das Ende vor der Tür stand, dass im Jahre 1531 alles zerstört würde und nichts mehr zu machen sei, denn eine neue Sonne würde es nicht geben!

Und doch hatte Gott bei allem, was in den Gedanken dieses Volkes vorging, seine Hand im Spiel und verstand es, sich in seiner unendlichen Barmherzigkeit der aussichtslosen Situation zu bedienen und in die Geschichte Mexikos einzubrechen. Es war dies auch seine Antwort auf das Flehen von Bischof Zumárraga, der zur Rettung des Landes eine Intervention von oben erbeten hatte. Und so kam Gott in den reinen Schoß der Jungfrau von Guadalupe, um auf diese Weise die gute Botschaft des Evangeliums zu verbreiten und das Volk der Azteken aus seiner schrecklichen Depression zu reißen, ihm neuen Lebenssinn zu geben und es durch die neue Botschaft des Evangeliums mit Freude zu erfüllen. Die Indigenen nahmen die gute Nachricht gerne an und fühlten frischen Schwung, um mit einer neuen Erfahrung weiterzuleben. Dies war der eigentliche Grund, weshalb es unter der einheimischen Bevölkerung zu einer so großen Zahl an Bekehrungen zum Christentum kam.

Das Ende des Jahres und folglich auch das Ende eines Zyklus begingen die Azteken gleich wie viele andere Völker auf der Erde während der Wintersonnenwende, die in der nördlichen Hemisphäre um den 21./22. Dezember gefeiert wird. Das hing vom Stand der Sonne ab, die sich dann – bezogen auf den Wendekreis des Steinbocks – an ihrem höchsten Punkt, dem Zenit, befand. Es war dies die längste Nacht des Jahres, von da an begannen die Tage wieder länger zu werden.

Zu diesem Datum begingen die Azteken alljährlich die Zeremonie des *Neuen Feuers*, das sie als Fest von *Panquetzaliztli*[13] bezeichneten. Es war für sie das wichtigste Fest, welches dem Sonnengott *Huitzilopoxttli* gewidmet war

[13] Eduardo Chávez Sánchez: "La verdad de Guadalupe", 2ª Ed., publicado por El Instituto Superior de Estudios Guadalupanos, México D.F., 2013.

und bei dem eine Art dunkelrotes Brot namens *Isotl* gegessen wurde, das die Verbindung mit den Göttern herstellte. In der Nacht der Wintersonnenwende begaben sich die Priester – gemeinsam mit allen Bewohnern, die sich schon lange vor Tagesanbruch aufmachten – zum Cerro de la Estrella in Iztapalapa. Dort vollführten sie Tänze, verrichteten Gebete und warteten auf den Sonnenaufgang. Gegen Morgengrauen stieß dann ein Wachtposten auf einer nahe gelegenen Anhöhe, dem Cerro del Tepeyac, von wo aus man die ersten Sonnenstrahlen am besten wahrnehmen konnte, in ein großes Horn, um den bevorstehenden Sonnenaufgang anzukündigen. Beim Ertönen des Horns begannen die im Volk anwesenden Priester freudig den Sieg des Lichts über die Finsternis zu feiern, womit sie zum Ausdruck brachten, dass das Universum auch weiterhin bestehen werde.

Das Auftreten des Ritus des Neuen Feuers oder Panquetzalitztli scheint, in Übereinstimmung mit dem Codex Borgía, nicht allein auf die Zeremonie des 52-Jahre-Zyklus begrenzt gewesen zu sein, sondern bildete eine allgemeine Komponente der mexikanischen Rituale des neuen Jahres.[14] Die Wintersonnenwende von 1531, jenem Jahr, in dem die Azteken den großen Kataklysmus erwarteten, wurde in der Nacht vom 21. auf den 22. Dezember begangen. In jenem Jahr feierten die Azteken das Jahr 13 caña, die vierte Bewegung, die ihnen das Ende der Epoche ankündigte. Schwermütig erhob sich das aztekische Volk in jener Nacht, um das Fest des Neuen Feuers zu begehen – im Glauben, dass die Sonne, da sie 10 Jahre nicht mehr mit dem Blut der Herzen gespeist worden war, nicht mehr die nötige Kraft besitze und unweigerlich von der Finsternis besiegt werde. Dennoch hegte man eine gewisse Hoffnung in Anlehnung an den Kalender, der eine neue Zivilisation, reich an göttlicher Weisheit, ankündigte.

Das Volk und die hoffnungsvollen Priester auf der Anhöhe von Iztapalapa warteten auf die Morgenröte, von der sie nicht sicher waren, ob sie kommen würde. Vielleicht gab es gar keine Morgenröte, doch am Ende ertönte das Horn des Wächters, der den nächsten Sonnenaufgang ankündigte. Und schließlich, am 22. Dezember 1531, ging die Sonne wieder auf! (Abb. 10)

Es war etwas geschehen, das sie sich nicht erklären konnten. Tage später begriffen die Azteken: Die Jungfrau von Guadalupe mit dem Jesuskind in ihrem Schoß war zu ihnen gekommen – in Gestalt der Morgenröte, die der Sonne der Gerechtigkeit vorausgeht: Jesus Christus, der ihnen ein neues Zeitalter,

[14] Xavier Noguez y Alfredo Lopez Austin: "De Hombres y Dioses", en: "La Vasija de Bilimark y el ciclo de 52 años". El Colegio de Michoacán, A.C., 1977.

voll der göttlichen Weisheit, ankündigte. Es handelte sich um ein noch nie dagewesenes Ereignis in der Geschichte, das ihr Leben vollständig veränderte. Eine neue Zivilisation war geboren!

Abb. 10: Sonnenaufgang

Juan Diego

Wenngleich die Erscheinungen der Jungfrau von Guadalupe auf dem Hügel von Tepeyac vor einem einfachen toltekischen Bauern namens Juan Diego („der mit dem Adler spricht") von den Spaniern erstmals am 9. Dezember 1531 und dann am darauffolgenden 10. Dezember verzeichnet wurden, ereignete sich am 11. Dezember eine weitere Erscheinung. Und schließlich kam es – übereinstimmend mit unserer aktuellen Zeitrechnung – am 12. Dezember 1531 und somit zehn Tage vor der Wintersonnenwende zur letzten Erscheinung der Jungfrau von Guadalupe, bei der sich das Bild in die Tilma des hl. Juan Diego einprägte. Zu diesem Datum feierten die Indigenen das Fest des Neuen Feuers oder Panquetzaliztli. In Einklang damit erfolgten die Erscheinungen der Jungfrau 10 Tage früher.

Ziehen wir jedoch ein Ereignis im Europa des Jahres 1582 in Betracht, als nämlich die Astronomen einen Fehler im Justinianischen Kalender entdeckten, den dieser über die Zeit mitgeschleppt hatte und der ein Jahr mit 365 Tagen und 6 Stunden (ein Tagesviertel zusätzlich) ansetzte, was vollkommen falsch war, weil ein Jahr in Wirklichkeit 365 Tagen, 5 Stunden und 48 Minuten entspricht. Diese kleine Differenz ergab für das Jahr 1582 eine Abweichung von 10 Tagen, die sich im Lauf der Zeit angesammelt hatten, weshalb die Astronomen der Universität von Salamanca Papst Gregor XIII. vorschlugen,

von diesem Jahr die 10 zu viel gezählten Tage wegzulassen, um so den Kalender anzupassen. So folgte damals durch Auslassung von 10 Kalendertagen auf Donnerstag, den 4. Oktober 1582, Freitag, der 15. Oktober. Allerdings bestimmten die Azteken ihr Fest Panquetzaliztli nach der Position der Sonne und orientierten sich nicht am europäischen Kalender. Für sie gab es diese Verschiebung von 10 Tagen nicht. Die Spanier, welche die letzte Erscheinung der Jungfrau mit dem 12. Dezember datierten, waren jedoch der Meinung, dass sich die Azteken auf den europäischen Kalender beriefen und die Anpassung von 10 Tagen vorgenommen hatten.

Berücksichtigt man diese Korrektur, so ergibt sich in Übereinstimmung mit dem oben Gesagten, dass die Morgendämmerung vom 12. Dezember 1531 (letzte Erscheinung der Jungfrau), die somit in die Zeit vor der Kalenderanpassung 1582 fiel, mit der Morgendämmerung des 22. Dezember 1531 korrespondiert, mit genau jenem Tag also, an dem die Azteken in gedrückter Stimmung und unter schlimmen Vorzeichen das Fest des Neuen Feuers, sprich: der neuen Sonne oder Panquetzaliztli begingen – in der vollen Überzeugung, dass der Untergang des Universums unausweichlich bevorstand, da sie glaubten, dass die Sonne diesmal, ohne die Kraft des Opferblutes, das man ihr seit geraumer Zeit verweigert hatte, nicht in der Lage sei, die Finsternis zu besiegen, und daher nicht mehr am Horizont erscheinen werde.

Das heißt, dass in dem Moment, als auf dem Hügel des Tepeyac das Horn des Wächters ertönte und die nahende Morgenröte ankündigte, als die aztekischen Priester das Ausbleiben der astronomischen Katastrophe feierten und das Volk sich fragte, was denn geschehen sei und warum es nicht zu dem erwarteten Kataklysmus kam – dass genau in jenem Moment sich im Hause des Bischofs Juan de Zumárraga, im Zentrum der mächtigen Stadt Tenochtitlán, im Morgengrauen des 22. Dezember die Erscheinung der Jungfrau ereignete und in der Tilma des hl. Juan Diego ihr Abbild hinterließ.

Eine Rekonstruktion der Daten verleitet zu der Annahme, dass Juan Diego am 12. respektive am 22. Dezember gegen 1.30 Uhr, also noch in der Nacht, von seinem Haus in Tulpetlac, Ecatepec, aus in Richtung Tlatelolco aufbrach – auf der Suche nach einem Priester, der seinem sterbenden Onkel Juan Bernardino die Krankensalbung spenden sollte. Analysiert man die Situation, so stand damals allerdings nicht nur Juans alter Onkel, der die Weisheit selbst war, an der Schwelle des Todes, sondern mit ihm war die gesamte aztekische Kultur hoffnungslos dem Verfall preisgegeben. Man befürchtete das Schlimmste. So wanderte Juan Diego also ungefähr zwei Stunden, bis er gegen 3.30 Uhr früh den Hügel Tepeyac querte. Um nicht der Jungfrau zu begegnen, die

ihm an den Tagen zuvor erschienen war, beschloss er, den Hügel zu umgehen. Die Jungfrau aber fing Juan Diego ab und als dieser ihr anvertraute, dass sein Onkel schwer krank sei, fand sie sehr ermutigende und hoffnungsvolle Worte für ihn: „Bin ich denn nicht hier, die ich die Ehre und das Glück habe, Deine Mutter zu sein? Was bedrückt Dich? Wisse, dass Dein Onkel bereits gesund ist!" Und sie bat ihn, den Hügel hinaufzugehen und die Blumen zu pflücken, die er dem Bischof zum Zeichen bringen sollte.

Inzwischen erschien die Jungfrau im Dorf Tulpetlac Juan Diegos sterbendem Onkel, machte ihn wieder gesund und verriet ihm den Namen, mit dem sie gerufen werden wollte: „Hl. Maria von Guadalupe", und dass dieser nicht – wie einige behaupteten – eine Verballhornung des náhuatl-Wortes Tequatlasupe sei, sondern dass Sie den gleichen Namen wie die spanische Jungfrau annehmen wolle, um zwei bis dahin gegensätzliche Kulturen, die aztekische und die spanische, zusammenzuführen (Abb. 11).

Abb. 11: Erscheinung der Jungfrau von Guadalupe bei Juan Bernardino

Einige Spanier nannten sie in Anlehnung an die Jungfrau von Extremadura „die neu Erschienene". Man stößt hier auf eine sehr interessante Aussage des derzeitigen Bibliothekars des Klosters von Guadalupe in Cáceres, *Antonio Ramiro Chico*: „Seit ihrer Erscheinung in Las Villuercas im 13. Jahrhundert hat sie in ihrer prophetischen Botschaft gesagt, dass dieser Name auf der ganzen Welt bekannt sein werde." Juan Diego vertraute den Worten der Jungfrau auf dem Hügel von Tepeyac, verwarf den Gedanken, nach Tlatelolco zu gehen, und nachdem er die Blumen gepflückt und diese der Jungfrau gebracht hatte,

die sie in seiner Tilma anordnete, machte er sich auf den Weg zum Bischof. Es war ca. 4.00 Uhr früh. Juan Diego ging annähernd eine Stunde und als er dann gegen 5.00 Uhr beim Haus des Bischofs angelangt war, ließ man ihn eineinhalb Stunden warten, wie aus dem *Nican Mopohua* (Bericht über die Erscheinungen von Guadalupe) hervorgeht. Als er schließlich zum Bischof vorgelassen wurde, dürfte es etwa 6.30 Uhr gewesen sein. Angenommen, er hat mit ihm ca. 15 Minuten gesprochen, dann war es 6.45 Uhr in der Früh, also noch dunkel, und bei Tagesanbruch ereignete sich das Wunder, kam es zur Einprägung des Bildes der Jungfrau in die Tilma von Juan Diego – genau zu dem Zeitpunkt, als die Indigenen ihre Feier abhielten, weil das Universum nicht kollabierte und das Licht über die Finsternis gesiegt hatte.

Die Nachricht von der Einprägung des Bildes verbreitete sich in der Bevölkerung in Windeseile, weil auf dem Marktplatz der Stadt, einem viel besuchten Ort, darüber berichtet wurde. Viele fanden sich damals singend und tanzend beim Haus des Bischofs Zumárraga ein, um das Bild der Jungfrau von Guadalupe zu sehen, und erkannten sofort, dass eine neue Ära reich an göttlicher Weisheit angebrochen war. Beim Betrachten des Bildes der Jungfrau wurde ihnen klar, dass eine Frau hohen Ranges, in grünblauem Gewand, vom Himmel zu ihnen gekommen war. Sie wussten, dass diese Farben nur Vornehme tragen konnten. Mehr noch: Sie stellten fest, dass die himmlische Frau auf dem Bild etwas Göttliches in ihrem Schoß beherbergte. Beim Betrachten der Tunika der Jungfrau entdeckten sie nämlich in Bauchhöhe einen Jasmin aus vier Blüten bzw. eine *Nahui Ollin* (bezeichnet eine Sonne in der aztekischen Eschatologie), was im Denken der Azteken eine stets in Bewegung befindliche Gottheit verkörperte. Das bedeutete, dass eine neue Zivilisation, die „fünfte Sonne", angebrochen war. Damit wurde ihnen unmittelbar bewusst, dass das Wesen, welches die Frau in ihrem Bauch trug, der wahre Gott ist, für den man lebt: Jesus Christus, der weit mächtiger ist als der Sonnengott, den sie verehrten, da auf dem Bild das Kind im Schoß der Jungfrau die Sonne in den Schatten stellt.

Weiters beobachteten die Azteken auf dem Bild, dass die Tunika der Frau in Höhe der Oberschenkel eine herzförmige Blume zeigte, aus der Wasser strömte, welches dem grünblauen Umhang entsprang, der den Himmel darstellt. Diese Blume identifizierten sie mit der Anhöhe von Tepeyac, dessen Name in Nahuátl „Herzhügel" bedeutet, was für sie besagte, dass von der Anhöhe von Tepeyac eine göttliche Botschaft ausging. Nun konnten sie auch verstehen, dass es für den Fortbestand von Sonne, Universum und Leben nicht des Blutes von Menschenopfern bedurfte. Nicht der Mensch ist es, der

für Gott den Menschen opfert, sondern es ist das am Kreuz vergossene Blut Jesu Christi, der sich für alle geopfert und dabei der gesamten Menschheit das ewige Leben geschenkt hat – allen, die an ihn glauben. Und sie begriffen auch, dass die Jungfrau für all die aztekischen Mütter steht, die sich für ihre Söhne und Töchter aufopfern, da Sie das Opfer Ihres Sohnes Jesus am eigenen Leib erfahren hat.

Zusammenfassung

ESPRIELLA GODÍNEZ, JOSÉ CARLOS: **Unsere Liebe Frau von Guadalupe (I). Die Morgenröte, die vorausgeht und die Sonne der Gerechtigkeit ankündigt: Jesus Christus.** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 66 (2017) 1, 5–27

Die Geschichte von Guadalupe beginnt mit der Beschreibung des Namens „Guadalupe", seiner Herkunft aus Spanien und der Reaktion des ersten Bischofs von Neuspanien. Die Erscheinung Unserer Lieben Frau in Form eines Abdruckes auf der Tilma von Juan Diego mit besonderer Symbolik führte zu einer außergewöhnlichen Bekehrungswelle der einheimischen Bevölkerung.

Azteken
Extremadura
Guadalupe
Juan Diego
Marienerscheinung
Sonnenstein
Zumárraga, Juan de

Summary

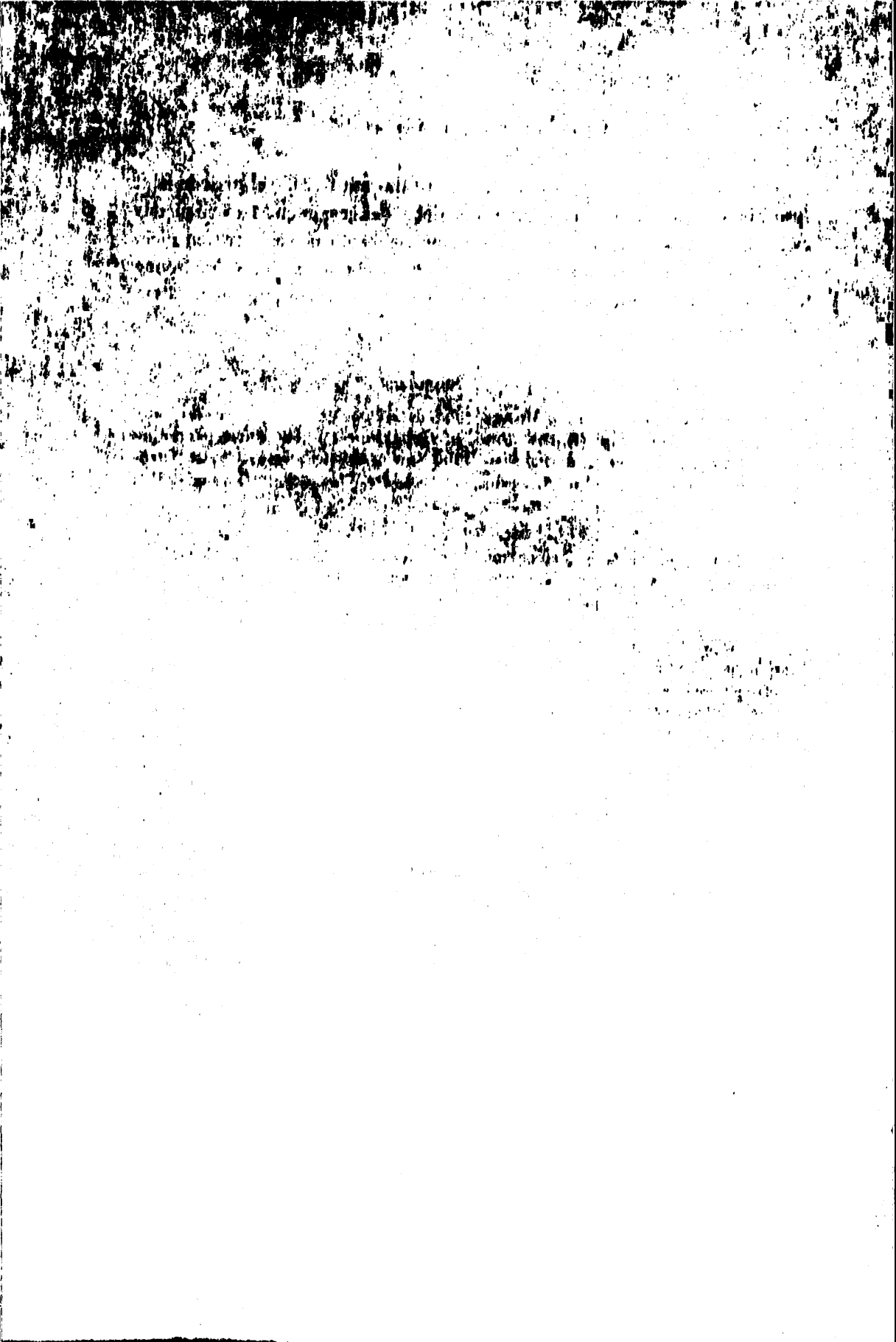
ESPRIELLA GODÍNEZ, JOSÉ CARLOS: **Our Lady of Guadalupe (I). The dawn preceding the Sun of Justice: Jesus Christ.** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 66 (2017) 1, 5–27

The story of Guadalupe begins with the description of the name of Guadalupe, its origin in Spain and the reaction by the first bishop of New Spain. The apparition of Our Lady and her image imprinted on the tilma of Juan Diego ornamented with a deeply symbolic representation led to an unusual wave of conversions of the indigenous people.

Aztecs
Extremadura
Guadalupe
Juan Diego
Marian apparition
Sun Stone, Calendar Stone
Zumárraga, Juan de

Prof. Dr. José Carlos Espriella Godínez, calle Z edificio 26 interior 32
Unidad Fovissste „Alianza Popular Revolucionaria" Delegación Coyocán,
codigo postal 04800, Mexico Distrito Federal
jcespriella@hotmail.com

(Fortsetzung folgt in GW 2017/2)



Grenzgebiete der Wissenschaft 66 (2017) 1, 29–50

KAREN GLOY

„DASS ICH ERKENNE, WAS DIE WELT IM INNERSTEN ZUSAMMENHÄLT [...]"

Goethe, Faust I, Vers 382f.

Prof. Dr. Dr. h.c. Karen Gloy, Studium der Philosophie, Germanistik, Physik und Psychologie an den Universitäten Hamburg und Heidelberg, Promotion zum Dr. phil. 1974, Habilitation 1980 an der Universität Heidelberg, Ordinaria für Philosophie und Geisteswissenschaft an der Universität Luzern, 2007 emeritiert, seitdem regelmäßig Lehraufträge an der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie an der Seniorenuniversität Luzern; Gastprofessuren/-dozenturen in aller Welt; 2002 Ehrendoktorwürde der Universität Ioannina/Griechenland.

Mitbegründerin der internationalen Gesellschaft „System der Philosophie" (Wien), wiss. Beirat des „Wiener Jahrbuches für Philosophie", der „Fichte- Studien", des „Intern. Jahrbuchs des deutschen Idealismus", des „Vereins für Komparative Philosophie und Interdisziplinäre Bildung" (Wien), Wiss. Rat der intern. UNESCO-Zeitschrift „Philosophie, Soziologie und Psychologie der Kommunikation" (Charkow, Ukraine), früher der „Zeitschrift für deutsche Philosophie" in Peking, Mitglied des Patronatskomitees der Akademie der Generationen Solothurn.

Forschungsschwerpunkte: Metaphysik, Naturphilosophie, Theorien des Geistes, antike, kantische, idealistische, moderne Philosophie, Rationalitätstheorie, Theorie der Zeit, Interkulturelle Philosophie.

Letzte Buchpublikationen u.a.: *Die Kantische Theorie der Naturwissenschaft*, 1976 (Diss.); *Einheit und Mannigfaltigkeit. Eine Strukturanalyse des ‚und'. Systematische Untersuchungen zum Einheits- und Mannigfaltigkeitsbegriff bei Platon, Fichte, Hegel sowie in der Moderne* 1981 (Habilitationsschrift); *Das Verständnis der Natur*, 2 Bde , 1985/86, 2. Aufl. 2005; *Bewusstseinstheorien. Zur Problematik und Problemgeschichte des Bewusstseins und Selbstbewusstseins*, 1998, 3. Aufl. 2004; *Vernunft und das Andere der Vernunft*, 2001; *Denkanstöße zu einer Philosophie der Zukunft*, 2002; (Hg.) *Kunst und Philosophie*, 2003; *Wahrheitstheorien*, 2004; *Grundlagen der Gegenwartsphilosophie*, 2006 (UTB); *Zeit. Eine Morphologie*, 2006; *Von der Weisheit zur Wissenschaft*, 2007; *Philosophiegeschichte der Zeit*, 2008; *Kollektives und individuelles Bewusstsein*, 2009; *Unter Kannibalen*, 2010; *Wahrnehmungswelten*, 2011; *Kulturüberschreitende Philosophie*, 2012; *Zwischen Glück und Tragik*, 2014; *Komplexität. Ein Schlüsselbegriff der Moderne*, 2014; *Was ist die Wirklichkeit?*, 2015; *Denkformen und ihre kulturelle Rolle*, 2016.

1. Die Frage nach dem Grund der Welt

Das Motto dieser Studie greift auf einen Ausspruch GOETHES im *Faust* zurück, in dem dieser auf seiner Suche nach dem Zusammenhang der Dinge der Welt und nach dem Grund dieses Zusammenhangs den sehnlichen Wunsch ausspricht, zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Das Ringen darum beschäftigt die Menschheit seit den Ursprüngen der Reflexion nicht erst in der Philosophie, sondern bereits in der Mythologie und Religion. Es ist die Frage nach dem Ursprung und Prinzip von allem, die PLATON im *Phaidon* auf die triadische Formel brachte, woher alles komme, wohinein es wieder zurückgehe und worin es bestehe. Ist dieser Urgrund etwas materiell Substanzielles oder etwas Formales, Strukturelles wie die Heisenbergsche Weltformel? Forscht man dem Materiellen nach, so wird man bei der Analyse von der Hyle, dem konkreten Stück Holz im aristotelischen Sinne, auf Atome und Moleküle geführt und von dort auf den Atomkern, bestehend aus Protonen und Neutronen, und die auf Schalen kreisenden Elektronen (nach dem Bohrschen Modell), weiter auf Quarks und nur Millisekunden dauernde Teilchen, die im Entstehen bereits wieder vergehen. Der Prozess geht ins Unendliche, wobei das Materielle sich immer weiter auflöst in Unanschauliches, das nur noch gedanklich fassbar ist und quasi in Geistesblitze entschwindet. Ist der Grund der Welt vielleicht etwas Ideelles oder fallen im Endeffekt Materielles und Ideelles – um mit CUSANUS zu sprechen – in einer *coincidentia oppositorum* zusammen?

In der Geschichte der abendländischen Philosophie sind auf diese Frage heterogene Antworten gegeben worden, angefangen von ganz konkreten, sinnlich wahrnehmbaren Dingen wie Wasser, Luft, Feuer in der Vorsokratik, so von THALES, ANAXIMENES und HERAKLIT. Die Namhaftmachung dieser Gegenstände erschien natürlich und plausibel. THALES als Bewohner der am Meer gelegenen kleinasiatischen Stadt Milet dürfte beobachtet haben, wie alle Lebewesen und auch anorganischen Dinge: Steine, Perlen, Korallen, Schwämme, Fische, Schildkröten aus dem Wasser hervorkommen und ebenso von ihm wieder verschlungen werden, so dass das Wasser der Ursprung von allem zu sein schien. Ähnliches gilt für das Feuer, das alle Stoffe im Verbrennen verschmilzt und als Asche und Rauch wieder entlässt, oder für die Luft, die sich in Stürmen und Windböen komprimiert und an lauen Sommerabenden wieder dehnt und verdünnt.

Eine genauere Reflexion machte jedoch deutlich, dass das, was im Wechsel der Erscheinungsweisen – wir sprechen heute von Aggregatszuständen – be-

harrt, nicht von derselben Art wie die Erscheinungsweisen sein kann, sondern einen prinzipiell anderen Status haben muss. Denn würde das als beharrlich Unterstellte wechseln, so bedürfte es eines anderen beharrlichen Grundes, für den dasselbe gelten würde und so in infinitum. Was beharrt, ist nicht das Wasser als Flüssigkeit, da Wasser bei Erkühlung feste, starre Formen wie Eis annimmt, bei Erwärmung schmilzt und bei noch größerer Erwärmung in Dampf übergeht, der sich bei Erkühlung abregnet, mithin wieder den Zustand der Flüssigkeit annimmt. Was im Kreislauf der Zustände beharrt, lässt sich nicht sinnlich wahrnehmen, weder sehen, noch hören, noch betasten, sondern lediglich mit dem Denken erfassen.

Von dieser Art sind auch die platonischen Ideen, die das zweite Stadium innerhalb der abendländischen Geschichte der Auslegung des Grundes darstellen. Als Gegenstände des Denkens handelt es sich um Formen, Gestalten oder Strukturen (*eide).* Sowohl die klassische Antike wie das Mittelalter waren mit der Frage beschäftigt, ob die Ideen *in re, ante rem* oder *post rem* seien, einer Frage, die im Universalienstreit kulminierte.

Das dritte Stadium der abendländischen Entwicklung war die Erkenntnis, dass die Ideen als potentielle Gedankendinge eines denkenden Subjekts in einer Selbstreferenzialität erfasst und transparent werden müssen; denn wer sonst sollte sie erfassen, wenn nicht sie selbst. Das Modell hierzu gab das selbstbezügliche Selbstbewusstsein ab, das Subjekt und Objekt in einem ist. Seitdem DESCARTES das *cogito ergo sum* zum *fundamentum inconcussum* der Philosophie und Erkenntnistheorie statuierte, bestimmt dieses Modell die idealistischen Philosophien von FICHTE, HEGEL, SCHELLING und anderen.

Allerdings führte das hohe Abstraktionsniveau dieser Setzung zur Kritik seitens des Existenzialismus und der Lebensphilosophie, die an die Stelle des *cogito ergo sum* das *existo ergo cogito* setzten und mit der reinen Existenz, dem *existere,* das Dasein (ohne das Sosein) zur Basis der Philosophie erklärten. Die wissenschaftliche Zugangsweise zur Existenz musste sich allerdings mit dem Sosein und dessen formalen Bestimmungen in Begriffen, Konstruktionen, Hypothesen und Modellen, kurzum theoretischen Setzungen befassen, so dass sich bald die Frage stellte, ob die formalen Konstruktionen überhaupt die Existenz erreichen können, etwa in Form eines vollständigen, durchgängig bestimmten Begriffssystems, oder ob der Grund letztlich unerreichbar bleibt, wie die Antigrunddenker der Moderne behaupten. Bekannt ist BLOCHS Ausspruch, dass das, was uns in die Welt hineingeführt hat, nicht wieder aus ihr herausführt, oder KAFKAS *Schloss*-Roman, dem zufolge wir in der Welt in einem Labyrinth gefangen bleiben, ohne den Ausweg zu finden.

Ich möchte in dieser Studie zumindest in groben Zügen die Geschichte der europäischen Philosophie hinsichtlich der Frage nach dem Grund der Welt nachzeichnen, und zwar phänomenologisch als einen fortschreitenden Reduktions- und Abstraktionsprozess von einem natürlichen Ausgang, bei dem die Dinge in ihrer vollen Konkretisation genommen werden, in der ganzen Fülle ihrer Qualitäten, Quantitäten, Habitualitäten und Auftrittsweisen in Theorie, Praxis, Ästhetik, Ethik, Religion, bis zu rein abstrakten sachlich-theoretischen Setzungen. Erschlossen sich die Dinge ursprünglich in ihrer natürlichen, alltäglichen Begegnungsweise, wie sie kulturgeschichtlich auch für das magisch-mythische Weltbild typisch ist, so erschließen sie sich in der wissenschaftlichen Begegnungsweise nur als relativ abstrakte Konstruktionen. Die europäische Interpretationsgeschichte war der Weg von vollkonkreten, in die Umwelt eingebetteten und in umfassenden psycho-physischen Beziehungen zum Menschen stehenden Dingen zu abstrakten, aller Individualität entkleideten Dingen, die nur noch in formalen mathematischen Konstruktionen auftreten und nur noch an das Denken appellieren. Novalis hat das heutige Weltbild der Naturwissenschaften in einem Gedicht kritisch zum Ausdruck gebracht:

„Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurück begeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu echter Klarheit werden gatten,
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort."[1]

Thematisiert werden soll diese Entwicklung *erstens* anhand der Wahrnehmung als Basis aller Zugangs- und Erschließungsweisen von Wirklichkeit, *zweitens* anhand von deren Bestimmungen Raum und Zeit und *drittens* anhand des Denkens in der Logik.

[1] Novalis: Werke, hrsg. und kommentiert von Gerhard Schulz (1969; ³1987), S. 85.

2. Wahrnehmung

Wahrnehmungen vermittels der Sinne – des Sehens, Hörens, Riechens, Schmeckens und Tastens – gelten als Schlüssel zur Realität.[2] Denn was anderes sollte uns den Zugang zur Realität eröffnen wenn nicht das Wahrnehmen. Das Denken kann es nicht, da sich Dinge und Sachverhalte beliebiger Art erdenken lassen, ohne dass man deren Realität unterstellen müsste. Da Wahrnehmung die Basis nicht nur des wissenschaftlichen Zugangs zur Welt bildet, sondern auch der alltäglichen Erfahrung, zudem nicht nur im Wachzustand, sondern auch im Traum, in der Phantasie, Halluzination und Audition begegnet, stehen wir vor der Frage, ob es zwei verschiedene Wirklichkeiten gibt. Sind Wahrnehmungen in der Wissenschaft andere als im natürlichen Wach- und Traumbewusstsein? Was macht den Unterschied aus? Ist die Wahrnehmungsbasis der Wissenschaften vielleicht reduktionistischer?

a) Pluralität der Dinge

Unser ursprünglicher und natürlicher Zugang zur Welt ist mitnichten einfach, sondern facettenreich und vielschichtig. Die Dinge begegnen in einer Pluralität von Aspekten: als rein sachliche, als praktische, als moralische, als soziale, ästhetische, religiöse usw., wobei im einen Fall der theoretische Aufbau interessiert, im anderen die praktische Nutzbarkeit und Handlichkeit, im dritten der moralische Wert, im vierten die Schönheit oder Hässlichkeit, im fünften der numinose Aspekt des Göttlichen. Obgleich sich diese Aspekte unterscheiden und kategorisieren lassen, treten sie in der natürlichen Betrachtung im Alltag und im Traum, ebenso im magisch-mythischen Weltbild vermischt auf, im wissenschaftlichen Weltbild hingegen reduziert, so dass hier nur der sachlich-theoretische Aspekt interessiert, der in den Wissenschaften dominiert und zur Abstraktion aller anderen Aspekte führt. Während die Dinge im ersten Fall zugleich Gebrauchsgegenstand, eventuell ästhetisches Objekt mit einem Wert,

[2] Die Begriffe Realität und Wirklichkeit sollen hier synonym gebraucht werden, obwohl sie unterschiedlichen philosophischen Konzepten entstammen. Wirklichkeit gehört einem natürlichen, organischen Weltbild an, das auf den Wirkungsnexus zwischen Wirkendem und Gewirktem verweist. Im heutigen Gebrauch des Wortes Wirklichkeit klingt diese Bedeutung noch nach. Realität entstammt einem Weltbild, in dem dieser Wirkungskontext zurücktritt bzw. nicht vorhanden ist. Das auf das lateinische Wort *res* zurückgehende ‚real', ‚Realität', bedeutet ‚Sache', ‚Ding' und bezeichnet wie das Objekt, das sich von *obicere*, ‚sich gegenüber aufstellen', ‚vor sich hinstellen' ableitet, das festgestellte physikalische Objekt in rein theoretischer Perspektive.

ebenso Gegenstand des Glaubens und der Verehrung sind, sind sie im zweiten Fall Abstraktionsprodukte. Der Wald z.B. wird unter wissenschaftlich-ökonomischen Nutzungsgesichtspunkten zum Forst für die Holzindustrie, die nur am schnellen Wachstum und Fällen der Bäume zum Zweck des Verkaufs, also am Kosten-Nutzenkalkül interessiert ist, während er für den Alltagsmenschen, den Naturfreund und Dichter wie für den Angehörigen einer Naturethnie der Ort intensivsten Naturerlebens ist, für den Religiösen darüber hinaus Ort der Begegnung mit der Allmacht Gottes. Der Fluss ist in wissenschaftlich-ökonomischer Hinsicht für die Industrie Ursprung der Stromerzeugung, für die Schifffahrt Transportmittel, für den Künstler dagegen lebendiges Sujet einer Landschaftsmalerei und dergleichen.[3]

Es war schon GOETHES These in der Farbenlehre,[4] dass Farben nicht nur Farben sind, sondern zugleich eine „sinnlich sittliche Wirkung" haben, was im Titel eines gleichnamigen Kapitels zum Ausdruck kommt. Das leuchtende Gelb der Sonne erhellt nicht nur das Gemüt wie alle hellen Farben, sondern erwärmt und attrahiert auch, ein glühendes Rot wie die Feuerglut verbrennt und gilt überall in der Natur als Warnfarbe, ein Blau wirkt kühl und distanzierend, ein Grün beruhigend und erholsam, was der Grund für unsere Flucht in die Natur und das Schweifenlassen des Blickes über eine grüne Wiesenfläche ist. Helle Farben haben eine gemütserhellende, ermunternde Wirkung, dunkle stimmen düster und depressiv.

Besonders deutlich wird die Synthese verschiedener Wahrnehmungsaspekte in der Architektur, z.B. bei Sakralbauten. Während die stabilen, massigen Säulen romanischer Kirchen Ausdruck von Solidität und Erdgebundenheit sind, in ihrer Gradlinigkeit auf das Rückgrat des Menschen wirken, ihn moralisierend aufrichten und aufrechthalten und zu seiner charakterlichen Festigkeit und Beständigkeit beitragen, entreißen die himmelstürmenden, schlanken, ranken Pfeiler gotischer Kathedralen den Menschen aller Erdhaftigkeit, indem sie seinen Blick aufwärts ziehen in unendliche Höhen und ins Jenseits entfliehen lassen, und während die weichen, rundlichen, oft schwulstigen, verschnörkelten Formen des Barocks ein Ausdruck von Lebensfreude und Genuss, von Diesseitigkeit sind und auflösend auf Körper und Charakter wirken, sind die klaren, strengen und ruhigen Linien und Formen der Klassik, die Gliederung, Ordnung, Übersicht und Ruhe vermitteln, ein Ausdruck des Ordnungswillens. Genauso haben Töne, Laute, Geräusche, Lautfolgen eine Wirkung auf das

[3] Näheres K. GLOY: Wahrnehmungswelten (2011).

[4] J. W. v. GOETHE: Zur Farbenlehre. Didaktischer Teil, 6. Abt.: sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe, in: Goethes Werke (Hamburger Ausgabe), Bd. 13 (1955), ^{5}1966, S. 494ff.

Gemüt. Marschmusik fördert und stärkt den Mut, animiert den Kampfgeist, während lyrische Töne in die Gegenrichtung wirken und einen auflösenden und destabilisierenden Einfluss auf die Seele haben.

Wir haben uns die Welt einer Zwiebel gleich vorzustellen, die von einer Vielzahl von Schalen umgeben ist, die je verschiedene Aspekte präsentieren: einen theoretisch-sachlichen, einen praktischen, einen ästhetischen, einen emotionalen, einen religiösen usw., die einzeln oder im Verbund nicht nur von diversen Völkern und Kulturen unterschiedlich akzentuiert und präferiert werden, sondern auch in diversen historischen Epochen und die jeweilige kultursoziologische Sicht abgeben. Dies möge an zwei eindrücklichen Beispielen demonstriert werden.[5] Das eine stammt von CLAUDE LÉVI-STRAUSS.[6]

b) Kulturelle Zugänge

Ein Forscher hat von seiner Reise zu einem nordamerikanischen Indiostamm eine Tlingit-Keule aus Zedernholz mitgebracht und auf einem Regal seiner Bibliothek stehen. Ein zufällig in seinem Haus arbeitender Handwerker zeigt ein Interesse allerdings nur an der Holzart und der feinen Maserung. Für einen praktisch veranlagten Menschen, einen Jäger oder Fischer, ist das Objekt wegen seiner Gebrauchsfunktion interessant, denn mit seiner Form aus zwei Teilen, einem kleineren, der als Griff dient, und einem größeren, der als Schlaginstrument fungiert, erweist es sich als handliche Waffe zum Erschlagen eines Fisches. Für den Künstler, der diese Keule in Form eines Seeungeheuers geschnitzt hat, ist es ein formschönes, ästhetisches Objekt, eine Harmonie der Gegensätze. Für den Eingeborenen und nur für ihn ist die Tlingit-Keule ein Symbol und Sakralobjekt, das es zu verehren gilt. Die Sichtweise des nordamerikanischen Eingeborenen, der durch alle Schichten hindurch, durch die sachliche, die praktisch-funktionale und die symbolisch-künstlerische immer auch die sakrale darin erkennt, ist unserem kulturellen Blick und insbesondere unserer restriktiv reduktionistischen wissenschaftlichen Zugangsweise zur Wirklichkeit verschlossen. Unsere Sichtweise – die wissenschaftliche –, die sich für Material und Form interessiert, ist eher abstrakt, nicht ganzheitlich wie die des Eingeborenen gemäß seinem magisch-mythischen Weltverständnis.

Ein zweites Beispiel stammt aus Bhutan. Auf dem Weg vom Flughafen Paro, auf dem man gewöhnlich bei der Einreise nach Bhutan landet, zur

[5] K. GLOY: Wahrnehmungswelten (2011).
[6] C. LÉVI-STRAUSS: Das wilde Denken (1968; [10]1997), S. 40.

Hauptstadt Thimphu fährt oder geht man am Thimphu-Fluss entlang, der an einer Stelle, dem Zusammenfluss von Paro und Thimphu, eine schärfere Biegung mit Stromschnellen und aufgetürmten Wassermassen aufweist. Ein Berg schiebt sich in die Biegung, offensichtlich hat er bei der Gestaltung des Flusslaufes mitgewirkt. Am Fuß des Berges befinden sich drei Chorten, ein nepalesischer, ein tibetischer und ein botanischer in ihrer jeweils typischen Bauart. Der westliche Tourist konstatiert die Gegebenheiten, wie sie hier beschrieben sind, bewundert vielleicht noch die raue Landschaft, wenn er ein Ästhet ist, nur der Eingeborene passiert die Stelle mit Ehrfurcht und Schaudern, gebeugt, Gebete vor sich hinmurmelnd, denn nur er weiß um die Gefahren dieser Stelle, die Stromschnellen, die in der Vergangenheit manchen das Leben kosteten, die Erdrutsche, die Landmassen verschoben und den Fluss neu gestalteten. Für ihn herrschen hier dämonische böse Mächte, die durch die Chorten in ihrer Unheilerzeugung gebändigt und gebunden werden müssen. Während sich dem Touristen nur die Oberfläche zeigt, dringt der Blick des Einheimischen in die Tiefe, die von Geistern und Dämonen – guten wie bösen – bewohnt ist, wie dies der animistischen Vorstellungswelt von Naturethnien und naturnah lebenden Völkern entspricht. Der westliche Mensch rühmt sich, von Geistern und Dämonen entrümpelte, gereinigte Vorstellungen zu haben, für ihn sind Dämonen allenfalls metaphysische Umschreibungen physikalischer Kräfte, für ihn ist die Natur entdiviniert, des Numinosen und Religiösen beraubt. Er sieht nur noch den sachlichen Kern, nicht mehr spürt und empfindet er auf ganzheitliche Weise die damit verbundenen Emotionen, Stimmungen, Befindlichkeiten und religiösen Gefühle.

Wir haben historisch wie kulturell verschiedene Zugänge zur Wirklichkeit, reichere und ärmere, komplexere und reduziertere. Während Naturvölker eine reiche und komplexe Erfahrung von Wirklichkeit haben, eine solche auch am Beginn unserer geschichtlichen Entwicklung steht und heute im Alltag unterschwellig weiterlebt, wurde sie im Laufe unserer Geschichte seit der Antike zunehmend reduziert. PLATON versuchte im *Timaios* die sinnlichen Qualitäten zu hinterfragen und auf Formales, Mathematisches, Quantifizierbares zu reduzieren in einer sogenannten *metabasis eis allo genos*, die sich in unserer abendländischen Geschichte durchgesetzt hat und bis heute die Wissenschaften bestimmt. Sinnliche Qualitäten, Farben, Töne, Gerüche, Geschmäcker, Tastqualitäten, gelten als diffus und verschwommen und sind deshalb so weit wie möglich auf Quantitäten zurückzuführen, da diese allein exakt und präzise fassbar sind. Hinter jeder Farbe steht eine exakt bestimmbare Wellenlänge, hinter jedem Ton eine mathematisch fassbare Frequenz, subjektiv empfundene

Wärme wird auf objektiv messbare Grade zurückgeführt. Es ist das Programm einer Mathematisierung der Natur, das die Geschichte des Abendlandes bis heute prägt. Zu fragen ist, ob diese rein formale, mathematische Konstruktion die Realität adäquat einzufangen vermag.

Was bleibt von der Wirklichkeit und dem Wirklichkeitsgrund übrig bei einem derart reduktionistischen Zugang, der sich ausschließlich auf die vom Intellekt entworfenen mathematischen Strukturen kapriziert und alles Emotionale, Ästhetische, Religiöse ausschließt. Zwar betont dieser Konstruktivismus die Herrschaftsrolle des Menschen, erhebt ihn zum *maitre et possesseur de la nature,* hinterlässt aber den fahlen Nachgeschmack einer Derealisation. Da der Rest an Wahrnehmung, auf den sich die Wissenschaft stützt, theorieimprägniert ist und immer schon unter festgelegten theoretischen Rahmenbedingungen erfolgt, reduziert sich unter dem abstrakten wissenschaftlichen Konzept das Reale auf ein einfaches, nicht weiter erfassbares Sinnesdatum, eine Empfindung überhaupt.

3. Raum- und Zeitvorstellung

Zur Wahrnehmung gehört wesentlich die *Raum- und Zeitvorstellung* und auch sie war in der Vergangenheit unendlich reichhaltiger bestimmt als heute, so dass zu vermuten steht, dass auch sie nicht ohne Einfluss auf die Entscheidung ist, welche Vorstellungen wir für real und welche für hypothetisch und imaginär halten sollen.

a) Physik

Der englische Wissenschaftsjournalist Jim Baggott[7] hat in seinem Buch mit dem Titel *Farewell to Reality* die moderne Grundlagenforschung der *Physik* und ihre Tendenz einer Kritik unterzogen und ihr den Vorwurf gemacht, dass sie immer mehr die Bodenhaftigkeit, die sie einstmals besaß – Physik bedeutet die Wissenschaft von den *physika*, d.h. den Naturgegenständen – verloren habe und zu einer reinen Märchenphysik (*fairytale physics)* degradiert sei. Sie habe sich von der empirischen Welt gelöst und sei zu einer rein intellektuellen Spekulation und Spielerei mutiert. Er demonstriert dies an der gegenwärtig viel diskutierten Stringtheorie, die in vielen Varianten auftritt, mit 6, 18, 26 und mehr Dimensionen. Nicht nur, dass sie in einem Raumgebiet von

[7] J. Baggott: Farewell to Reality (2013).

der Größenordnung 10^{-33} operiert und eine Vielzahl von Parallelschwingungen durch einen Punkt unterstellt und damit nach Meinung des Autors an die mittelalterliche Glaubensfrage erinnert, wie viele Engel auf einer Nadelspitze Platz hätten, sie ist auch derart unanschaulich und unseren gewöhnlichen Vorstellungen widersprechend, dass sie, ausgehend von einer Raumzeit, an jedem Punkt derselben eine Vielzahl von Dimensionen annimmt, die jedoch kompaktifiziert, quasi eingerollt und nicht wahrnehmbar sind. Als eine rein mathematisch verstandene Physik habe sie sich von der Physik als Wissenschaft des Wirklichen verabschiedet.

Physiker selbst verteidigen ihre Strategie mit der Argumentation, dass ihre Aufgabe nicht nur in der Erklärung bestehender Phänomene bestehe, sondern in der Eröffnung neuer Felder durch Experimente und somit in der Erweiterung unserer Vorstellungen von Realität. So hat z.B. PAUL A.M. DIRAC, einer der prominentesten theoretischen Physiker des 20. Jahrhunderts, die erste relativistische Quantenfeldtheorie des Elektrons entworfen, ohne dass in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine empirische Überprüfung möglich gewesen wäre. Sie galt als absurd, da sie das Vakuum als einen See negativer Energie (Dirac-See) postulierte. Erst etliche Jahre später wurde das Anti-Elektron, das Positron, in der kosmischen Strahlung entdeckt.[8]

b) Geometrie

Was für die moderne Physik gilt, gilt um so mehr für die moderne *Geometrie*, die einstmals die Lehre von der Erde, dem empirischen Raum, war. Sie hat sich von aller Realität verabschiedet und ist zu einer rein spekulativen mathematischen Disziplin avanciert, die heute weitgehend in den Händen von Mathematikern liegt.

Fragt man einen normal gebildeten Bürger nach seiner Raumvorstellung, so wird er antworten, dass der Raum etwas Hohles sei, ein großes Gefäß, so wie NEWTON sich den Raum als eine unendliche Weltschachtel vorstellte, in die alle Gegenstände integrierbar und hinsichtlich ihrer Stellungen und Verhältnisse zueinander bestimmbar sind. Bei genauerer Analyse wird er sich vielleicht noch KANTS Kritik an NEWTONS existierendem absoluten Raum anschließen, die darauf hinausläuft, dass man im Falle der Elimination aller existierenden Dinge aus dem Raum auch den existierenden Raum selbst aufheben würde.[9]

[8] Zum vorherigen vgl. den Artikel von E. KAESER: Märchenphysik, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 7. Mai 2014, S. 54.

[9] Vgl. IMMANUEL KANT: Kritik der reinen Vernunft A39, B56, B70ff.

Das, was Ermöglichungsgrund aller Gegenstände, Verhältnisse und Ereignisse sei, kann nicht von der Art und Beschaffenheit des Ermöglichten sein, sondern muss als *Form* gegenüber dem *Inhalt* gedacht werden. Der Raum ist also eine Vorstellungs- oder Anschauungsform, eine Organisationsform unseres Geistes, die vom Empirischen abstrahierbar ist, kurzum ein mathematisches Konzept. Wie dieser intelligierbare Raum seiner Struktur, Topologie und Metrik nach zu denken sei, ob als offen oder geschlossen, unendlich oder endlich, homogen oder inhomogen, isotrop oder anisotrop, kontinuierlich oder diskret, wird der normal Gebildete dem Spezialisten überlassen. Dieser ergeht sich in Raumentwürfen, die mit der Realität nichts mehr zu tun haben, allenfalls nachträglich zur Überprüfung anstehen.

Unsere traditionelle Vorstellung vom Raum präferiert den dreidimensionalen euklidischen Raum mit dem Parallelenpostulat der Kreisfläche von πr^2 und dem Kreisumfang von $2\pi r$ sowie der Winkelsumme eines Dreiecks von 180°. Hebt man das Parallelenpostulat auf, so gelangt man zur *elliptischen Geometrie*, für die die *Riemannsche Kugelgeometrie* ein Beispiel ist. Sie untersucht die Raumverhältnisse auf der Außen- wie der Innenseite einer Kugel. Die Winkelsumme eines Dreiecks beträgt hier mehr als 180°, der Kreisinhalt weniger als πr^2 und der Kreisumfang weniger als $2\pi r$. Ändert man das Parallelenpostulat derart ab, dass mindestens zwei Parallelen zu einer Geraden und einem Punkt außerhalb der Geraden zugelassen werden, so gelangt man zur *hyperbolischen Geometrie*, die sich im Kleinen anhand einer Sattelfläche mit konstanter sogenannter Gauscherkrümmung veranschaulichen lässt. In ihr beträgt die Winkelsumme eines Dreiecks weniger als 180°, der Flächeninhalt des Kreises mehr als πr^2 und der Umfang mehr als $2\pi r$.

Wie spekulativ und abgehoben die moderne Raumdiskussion ist, zeigt, dass mit Räumen von beliebiger Dimensionenzahl (6, 10 Dimensionen) operiert wird. Johann Heinrich Lambert ersann eine Geometrie mit spitzem Winkel, bezogen auf eine imaginäre Kugelfläche, Felix Klein operierte mit Kegelschnitten und Zylindern, Hermann Minkowski mit Weltlinien usw. Solche Geometrien widersetzen sich mehr oder weniger der Anschaulichkeit und sind nur über symbolische Darstellungen zugänglich. Welche der vielen spekulativen mathematischen Geometrien auf die Wirklichkeit applikabel sind und ob überhaupt eine von ihnen der Wirklichkeit entspricht, ist bis heute unausgemacht. Der Versuch einer Überprüfung des euklidischen Raumes durch Ausmessung großer Distanzen unter Zuhilfenahme markanter Landschaftserhebungen wie des Brockens im Harz, des Inselsberges im Thüringer Wald und des Hohen Hagen bei Göttingen blieb ohne eindeutiges Resultat, zum einen,

weil die Distanzen für die Feststellung einer Raumkrümmung im Verhältnis zum Kosmos viel zu gering sind, zum anderen, weil man generell bei Experimenten nur das herausholt, was man zuvor hineingesteckt hat.

c) Alltagsleben

Im *Alltagsleben* des Normalbürgers herrschen unterschwellig ganz andere Raumvorstellungen als wissenschaftliche, nicht-formale, nicht-mathematische, nicht-quantifizierbare, Vorstellungen, die einer ganz anderen Weltinterpretation entstammen. Legt man Ernst Cassirers Schichtenmodell zugrunde, bestehend aus sinnlichem Wahrnehmungsraum, mythischer Raumanschauung und wissenschaftlich erkennbarem Raum,[10] oder geht man wie Hermann Schmitz von seiner „Archäologie des Raumes"[11] oder wie Elisabeth Ströker phänomenologisch in der Nachfolge von Edmund Husserls Konstitutionstheorie von einem gestimmten Raum aus, auf den sukzessiv ein Aktionsraum und ein Anschauungsraum folgen,[12] so sind mit den anderen Raumvorstellungen die unteren Schichten gemeint, die magisch-mythischen und sinnlich-emotionalen. Der moderne Mensch besitzt noch einen Rest derselben, er zeigt noch einen gewissen Respekt vor bestimmten für heilig gehaltenen Stätten, z.B. beim Eintritt in ein Gotteshaus, er erlebt ein Hochgefühl und eine Ehrfurcht, wenn er auf dem Gipfel eines Berges anlangt und die Vier- oder Sechstausender um sich erblickt, er hat eine Hemmung vor dem Eintritt in eine fremde Wohnung oder vor dem Privateigentum anderer oder eine Scheu vor bestimmten Gegenständen, die als unsicher und unheimlich gelten. Wenngleich unser Weltbild und seine Raumvorstellung im Großen und ganzen wissenschaftlich geprägt sind mit der Tendenz zu immer subtilerer wissenschaftlicher Darstellung, so ist jenes andere Raumverständnis und Raumerleben nicht gänzlich eliminiert.

Wie anders stellt sich dieses Raumverständnis dar. Die ursprüngliche Vorstellung von Raum und Räumlichkeit am Beginn unserer abendländischen Geschichte und noch heutigentags die der indigenen, rezenten Völker wie die unseres Alltags hat so wenig mit der zuvor charakterisierten formalen mathematischen Raumvorstellung zu tun, dass Zweifel aufkommen, ob sich beide überhaupt unter dem Oberbegriff Raum subsumieren lassen. Die an einem

[10] Vgl. E. Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen. Teil 2: Das mythische Denken (⁸1987), S. 104.
[11] Vgl. H. Schmitz: System der Philosophie, Bd. III, 1 (1967), S. XVIII, vgl. S. XVIf.
[12] Vgl. E. Ströker: Philosophische Untersuchungen zum Raum (²1977), bes. S. 22ff., 54ff., 93ff.

Schichtenmodell orientierten Phänomenologen charakterisieren diese Raumvorstellung nicht mittels der idealisierenden und ideierenden Mathematik, sondern mittels der Psychologie als Befindlichkeit, Stimmung, Gefühl, Atmosphäre, als leiblich empfundene Wirklichkeit. Von Seiten der Soziologie zu ergänzen ist die Raumerfahrung als Lebensraum, Wohnraum, Heimat, Gesellschaft u.Ä. Diese Ansätze werden verständlich, wenn man bedenkt, dass der ursprünglich eingenommene Raum unser Wohngebiet und Betätigungsfeld ist, der Aufenthaltsort, der Aktionsraum, der mit bestimmten Qualitäten wie Vertrautheit, Geborgenheit, Sicherheit, Schutz verbunden ist, auch als Rückzugsgebiet zu friedlicher Abgeschiedenheit, Ruhe und Stille dient und nicht selten mit Heimat gegenüber der Fremde identifiziert wird. Wie wenig dieser Raum mit dem zuvor charakterisierten mathematischen Orts- und Stellenraum zu tun hat, wie wenig selbst in ihm Geographisches eine Rolle spielt, mag eine Geschichte belegen, die DOROTHEE NEFF berichtet.[13] Als während des Zweiten Weltkrieges die deutschen Ostpolen vertrieben wurden, erhielt eine Frau die Sondergenehmigung zu bleiben. Ihre anfängliche Freude wich bald Missbehagen und Kummer, da sich das Leben um sie herum völlig veränderte: Es fehlten die vertrauten Menschen, die ehemaligen Nachbarn und Freunde, mit denen sie sich ausgetauscht hatte, die Sprache ging vom Deutschen ins Polnische über, die alten Häuser wurden durch moderne ersetzt, der gesamte Lebensstil änderte sich, so dass sie sich nicht mehr heimisch und geborgen fühlte und bald darauf das Land verließ. Wichtiger als die Geographie erwies sich hier die zur psychisch-mentalen Befindlichkeit eines heimatlichen Gefühls erforderliche Kommunikationsgemeinschaft.

Hier wird deutlich, dass die beschriebene Raumvorstellung mehr mit Qualität als mit Quantität zu tun hat. Zwar mag sie latent mathematische Stellen, Lagen und Distanzen enthalten, die einer späteren quantitativen Bestimmung zugänglich sind, auf dieser Stufe jedoch ist sie überlagert von Stimmungen, Gefühlen, Befindlichkeiten. SCHMITZ spricht daher vom „Gefühlsraum",[14] STRÖKER vom „gestimmten Raum",[15] der ein erlebter, besser noch ein gelebter Raum ist, weil er sich in seiner beeindruckenden Fülle der Gesamtleiblichkeit über alle Weisen des Zugangs zur Wirklichkeit erschließt. Wie es etwas anderes ist, ob man sich in einer stillen Kirche befindet, die Andacht, Besinnung und Frieden verschafft, oder auf einer belebten lärmigen Straße, auf der man

[13] D. NEFF: Der Heimatverlust bei den Flüchtlingen (1956); vgl. H. SCHMITZ: System der Philosophie, Bd. III, 4 (1977), S. 220.
[14] H. SCHMITZ: System der Philosophie, Bd. III, 4 (1977), S. 207, 208.
[15] E. STRÖKER: Philosophische Untersuchungen zum Raum (1956), S. 22ff.

von Hektik und Geschäftigkeit getrieben ist, so hat jeder erlebte Raum ein bestimmtes Gepräge, das sich über Begriffe und Kategorien allerdings nur schwer erschließen lässt.

Um die mit bestimmten Gefühlen, Stimmungen und Befindlichkeiten befrachteten Räume wie den magischen Kreis, die Bannmeile, die Parlament und Gerichtsgebäude schützt, den sakralen Ort, der durch Heiligkeit, Unantastbarkeit und Hochschätzung gekennzeichnet ist, erklären zu können, hat CASSIRER die sinnliche Wahrnehmungswelt mit einem mythischen Raster überzogen, der mit den gegensätzlichen Kategorien von Sakralität und Profanität im Anschluss an RUDOLF OTTO operiert.[16] Vielleicht kann man die noch tieferen Wurzeln des magisch-mythischen, auch religiös zu nennenden Weltbildes in lebenspraktischen Überlebensstrategien finden, die immer auch moralisch verpflichtend sind und die Welt mit einem Wertesystem von Gut und Böse überziehen. Das Wertesystem erhält seine Legitimation aus der natürlichen, moralischen Einstellung; denn so wie für das Kind die Eltern Autoritäts- und Respektpersonen sind, so sind es für den Erwachsenen Gott oder die Gottheiten, deren Anweisungen, Geboten und Verboten zu folgen ist, da sonst Strafe droht.

Während alle diese Bestimmungen für den abstrakten Raum der Wissenschaften keinerlei Rolle spielen, zumal dieser relativ, homogen und isotrop ist, spielen sie für das konkrete, realistische Raumverständnis eine entscheidende Rolle. Angesichts solcher gravierenden Differenzen fragt sich, ob man mittels einer abstrakten formalen Raumtheorie überhaupt die Realität und den Realgrund erreichen könne. Die Frage dürfte sich von selbst beantworten.

Was für die Raumvorstellung gilt, lässt sich auch für die Zeitvorstellung ausführen, worauf ich hier verzichten will, da sie in einer früheren Tagung zur Sprache kam.[17]

4. Logik

Versuchen wir nun, die den jeweiligen Wahrnehmungstypen zugeordneten Logiken aufzuzeigen: Im Falle der reduktionistischen Wahrnehmung, die von den Wissenschaften präferiert wird, ist das die traditionelle *binäre Logik*, im Falle der vollkonkreten, von Emotionen und Stimmungen begleiteten und unter ästhetischen und religiösen Kategorien stehenden Wahrnehmung ist

[16] Vgl. R. OTTO: Das Heilige (1917; [32]2004).

[17] Da ich mich jedoch in meinem Buch *Zeit. Eine Morphologie* (Freiburg/München, 2006) ausführlich mit der Zeit beschäftigt habe, möchte ich hierauf diesmal nicht eingehen.

das die *analogische Logik* bzw. das analogische Denken. Auch wenn in der Moderne zur Überwindung von Schwierigkeiten, in die sich die traditionelle Logik aufgrund ihrer Diskrepanz zur Realität verstrickt, eine Vielzahl anderer Logiken auf dem Markt ist, die mehrwertige, die epistemische, die deontische, so ist die binäre Logik mit ihrem Ausschluss von Widersprüchen unaufgebbar, da sonst sinnvolles Denken und Sprechen hinfällig wird.

a) Binäre Logik

Um die *binäre Logik* kurz zu skizzieren: Sie kann als ein begriffliches Spezifikationssystem bzw. bei umgekehrter Perspektive als ein begriffliches Klassifikationssystem beschrieben werden, das nach dem Schema *genus proximum per differentiam specificam* aufgebaut ist. Im Blick auf die chaotische Mannigfaltigkeit von Erscheinungen hält das System nach der nächsthöheren Gattung Ausschau, um aus ihr durch eine spezifische Differenz die Arten und nach demselben Schema die Unterarten und Unterunterarten usw. zu gewinnen. Im Idealfall resultieren auf jeder Stufe zwei und nur zwei Subbegriffe. Auf diese Weise ergibt sich ein hierarchischer Aufbau aus Ober-, Unter- und Nebenbegriffen, der aufgrund seiner inhaltlichen Gliederung und umfangmäßigen Einteilung als Idealtyp gelten kann. Inhalt und Umfang der Begriffe verhalten sich umgekehrt proportional: Je allgemeiner ein Begriff inhaltlich ist, desto größer ist sein Umfang, und je reichhaltiger und konkreter ein Begriff inhaltlich ist, desto enger sein Anwendungsgebiet.

Beherrscht wird das System im Wesentlichen von drei Grundprinzipien, *erstens* dem Satz der Identität, *zweitens* dem Satz des auszuschließenden Widerspruchs und *drittens* dem Satz des ausgeschlossenen Dritten (*tertium non datur*). Von ihnen besagt der erste, dass ein begriffliches Merkmal bzw. ein Merkmalskomplex durch alle Spezifikationen hindurch unverändert festzuhalten ist, der zweite, dass einem Begriff kein ihm widersprechendes Merkmal zukommen darf. Ist ein Begriff durch A charakterisiert, so scheidet non-A als Bestimmung aus, da eine solche Charakteristik eine *contradictio in adiecto* wäre, die jedes sinnvolle Denken und Sprechen unmöglich machte. Der dritte Satz artikuliert, dass bei dichotomischer Einteilung des Systems nur ein Entweder-oder, nicht ein Sowohl-als-auch möglich ist. Der Begriff kann entweder nur A oder non-A sein, nicht ein Drittes.

Dass das System ein artifizielles, idealtypisches System ist und in Diskrepanz zur Wirklichkeit steht, die mitnichten widerspruchslos ist und mit ihren

indifferenten und changierenden, auch ambivalenten und polyvalenten Phänomen zu Schwierigkeiten führt, ist nicht zu übersehen.

1. Wo soll das Verfahren bei Anwendung auf die Realität ansetzen, wo soll es seinen Anfang nehmen und wo enden? Ist der höchste Begriff das Anorganische oder das Organische oder der Gegenstand überhaupt oder das Sein oder das Eine? Wie steht es in den letzteren Fällen mit einer Pluralität gleichursprünglicher höchster, generischer Begriffe wie der Identität und Differenz, des Seins und des Nicht-Seins, des Einen und des Vielen usw., die von jedem Seienden aussagbar sind und eher zu einem dialektischen System als zu einem axiomatischen Deduktionssystem tendieren? Wo soll man den Schlusspunkt unter das System setzen, da es ein *atomon eidos,* ein letztes Unteilbares nicht gibt, sondern sich zwischen zwei noch so nahe verwandte Begriffe immer noch weitere einschieben lassen?

2. In Anbetracht der Tatsache, dass ein empirischer Gegenstand stets vage, schillernd und unpräzise ist und „niemals zwischen sicheren Grenzen steht", wie Kant[18] anhand des Goldes demonstriert, von dem der eine die Farbe und den Schmelzpunkt kennen mag, der andere möglicherweise hiervon nichts weiß, ist die Anwendung des exakten logischen Idealsystems auf einen diffusen empirischen Gegenstand problematisch sowohl hinsichtlich der externen wie internen Abgrenzungen.

3. Auch die Wahl des Einteilungs- und Gliederungsprinzips zeugt von der Artifizialität. Selbst wenn man den Fehler eines Perspektivenwechsel vermeidet und an der Einheitlichkeit des Prinzips festgehalten wird, bietet dies noch keine Garantie, dass damit auch die Wesenhaftigkeit der Sache und nicht nur die Marginalität getroffen ist. Bis heute ist die Linnésche Klassifikation von Pflanzen üblich. Jeder von uns kennt das lila Veilchen, dieses kleine Pflänzchen, dessen erstes schüchternes Auftreten im Frühling uns erfreut oder dessen Anblick und Genuss wir vom Dürerschen Veilchensträußchen her erkennen. Dieser gesamte sinnliche, emotionale und ästhetische Eindruck wird eliminiert, wenn Linné das Veilchen wissenschaftlich korrekt definiert als offen sich fortzeugend, bedecktsamig, zweikeimblättrig, getrenntblumenblättrig. Es fällt uns schwer, hierin das Eigentümliche und Wesentliche dieses Blümchens zu erblicken.

4. In der Geschichte der Wissenschaften hat zudem mehrfach ein Wechsel des Einteilungprinzips stattgefunden, was ebenfalls nicht auf Sachgerechtheit,

[18] I. KANT: Kritik der reinen Vernunft A 728 B 756.

sondern auf Artifizialität der Einteilung deutet. Nicht nur lässt sich zwischen Antike und Neuzeit ein gravierender Unterschied darin feststellen, dass die Antike an der Gestalt, die Neuzeit am Gesetz orientiert ist. MICHEL FOUCAULT[19] hat zudem auf den Wechsel des Einteilungsprinzips in den großen Taxonomien zwischen dem 17./18. Jahrhundert und den Jahren zwischen 1775 und 1795 aufmerksam gemacht. War das Einteilungsprinzip zunächst an ausgewählten sinnlichen Qualitäten meist optischer Art orientiert, wie Anzahl, Größe, Gestalt, Anordnung, Oberflächenrelief u.Ä. der Blütenblätter, der Narben und Griffel, so änderte sich dies dahingehend, dass es nachfolgend nur noch an der durch Sezierung erst freizulegenden Anatomie interessiert war. Maßgebend waren jetzt Organisation und Funktionsweise, die sich vom jeweiligen Zweck der Lebewesen bestimmen. So hängt z.B. von der Ernährung der gesamte Körperbau der Lebewesen ab, die Beschaffenheit der Fang- und Kauorgane, des Verdauungs- und Ausscheidungstraktes, des Bewegungsapparates u.Ä. Pflanzenfresser verlangen breite Mahlzähne, einen langen Ernährungstrakt, Fleischfresser scharfe, spitze Reißzähne, einen starken Magen. Zwischen der Art der Nahrungsaufnahme und der Art des Körperbaus bestehen geregelte Zusammenhänge, die das Funktionieren garantieren.

Dass es sich bei diesem logischen System um ein idealtypisches System handelt, dessen Applikabilität auf die Realität problematisch ist und nur über das Experiment erfolgen kann, das die Gegenstände aus ihrer Umwelt, in die sie natürlicherweise integriert sind, herauspräpariert, versteht sich. Die Experimentalbedingungen, denen das logische System zugrunde liegt, haben die Aufgabe, die Natur zu präparieren, was HEIDEGGER in seinem Technikaufsatz dazu veranlasste, die modern aufgefasste wissenschaftliche Natur als ‚Gestell‘ oder ‚Machwerk‘ zu bezeichnen.[20]

b) Analogiedenken

Eine Logik, die dem Facettenreichtum, der Vielschichtigkeit der Wahrnehmungsphänomene mit ihren natürlichen Beziehungen zum Emotionalen, Ästhetischen, Religiösen usw. näherkommt, ist das *Analogiedenken*. Es geht von der Grundüberzeugung einer Alleinheit der Dinge, ihrer Verwandtschaft auf der Basis einer vereinigenden Kraft der Sympathie aus. Seiner Meinung nach sind auch die scheinbar heterogensten Dinge der Welt, die räumlich und zeitlich entferntesten und qualitativ wie modal verschiedensten einander ähnlich

[19] M. FOUCAULT: Die Ordnung der Dinge (1974; [10]1991), S. 173ff. und 279ff.
[20] M. HEIDEGGER: Die Frage nach der Technik (1954), S. 70–108, bes. S. 88.

und verwandt, was sich in Entsprechungsverhältnissen ausdrückt, so dass jedes Ding von jedem anderen aus zugänglich ist. Hierzu gibt es eine Fülle von Verbindungswegen assoziativer Art, sowohl in aufsteigender wie absteigender Richtung, sowohl als Spezifikation wie Klassifikation, sowohl als Rechts- wie Links- oder Oben- und Unten-Anordnung, als Symmetrien, als Zyklen, konzentrische Kreise usw. Der Ableitung und Zuordnung sind keine Grenzen gesetzt, so dass die analogische Logik auch die Strukturen der binären Logik umfasst, nur weitaus umfangreicher ist als diese. Sie ist die vollständigste und umfangreichste. Der Idee nach soll jeder Teil der Welt *pars pro toto* stehen und das Ganze repräsentieren, genauer: das Ganze sein.

Das heute auf den ersten Blick befremdliche Analogiedenken erlebte Hochkonjunktur in der Renaissance in Magie, Alchemie, Astrologie und Mantik. Unterschwellig lebt es auch heute noch im Alltag fort, indem wir wie selbstverständlich bestimmte Eigenschaften mit bestimmten Tieren assoziieren, etwa von der Emsigkeit der Bienen, der Raubgier der Wölfe oder der Friedfertigkeit der Tauben und der Sanftmut der Lämmer sprechen.

Um sich einen Einblick in die analogische Ordnung zu verschaffen, sei auf die markantesten Unterschiede zur binären Logik hingewiesen. Im Unterschied zur Letzteren führt das Analogiedenken seine Operationen nicht nur innerhalb einer Gattung durch, sondern zwischen gleichartigen Gattungen. Teilt die binäre Logik z.B. die Gattung ‚Baum' in die Arten ‚Laub-, und ‚Nadelbäume' ein, die Letzteren in die Unterarten ‚Zypressen- und ‚Kiefergewächse', diese wiederum in ‚Tannen' und ‚Fichten' und diese in ‚Schwarz- und ‚Weißfichten', so stellt das analogische Denken Beziehungen und Entsprechungen zwischen gleichwertigen Gattungen bzw. Arten her, z.B. zwischen Pflanzen, Tieren, Stoffen, Farben, Befindlichkeiten, Stimmungen u.Ä. Das geschieht tabellarisch in untereinander geordneten Reihen oder in konzentrischen Kreisen. In der Hermetik und Magie der Renaissance galten häufig die Planeten Sonne, Mond, Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur als Leitlinie, denen Metalle, Farben, Befindlichkeiten u.Ä. in Rubriken zugeordnet wurden. So kam beispielsweise der Sonne von den Metallen das Gold zu, dem Mond das Silber, dem Mars das Erz, von den Farben der Sonne die gelbe Farbe, dem Mond die silbrig-weiße, dem Mars die braune usw., von den Befindlichkeiten der Sonne Wärme und Wohlbefinden, Wachstum und Gedeihen, das Glück schlechthin, dem Mond die Kühle und Frische der Nacht, die Ruhe und Stille, dem Mars, der in der Antike als Kriegsgott galt, die Unruhe, der Aufruhr, der Krieg. Die Erklärung hierfür liefert die Tatsache, dass im Urphänomen bzw. seinen Re-

präsentanten Sonne, Mond, Saturn usw. alle Dinge zusammengehören und miteinander verknüpft sind.

c) Netzwerke bzw. Rhizom

Das historische Scheitern dieses Projekts ist seiner Überfülle und Überbestimmtheit und damit seiner Uneindeutigkeit geschuldet. Dies dürfte der Grund gewesen sein, weswegen es im Konkurrenzkampf mit der simpleren binären Logik, die sich auf wenige, leicht nachvollziehbare und sicher erscheinende Strukturen stützt, am Ende der Renaissance diskreditiert, marginalisiert und suspendiert wurde. Sein Scheitern hat direkt zum Erstarken der Naturwissenschaften und unserer gesamten wissenschaftlichen Ausrichtung beigetragen, welche sich auf die binäre Logik stützt. Es ist ein allseitig zu beobachtendes Phänomen, dass im Konkurrenzkampf zweier Alternativen stets die einfachere siegt, weil sie strategisch effizienter ist und schnurstracks auf ein Ziel zugeht ohne unnötige Umwege.

In den letzten Jahrzehnten hat das Analogiedenken jedoch aufgrund der Zunahme der Komplexität und Kompliziertheit der Welt in allen Bereichen des Lebens, der Kommunikation, der Arbeit, auch der Wissenschaft eine Rehabilitierung erfahren. Nicht nur die globalisierte Wirtschaft und Finanzwelt, die weltweit verzweigten und operierenden Betriebe und Firmen, die zunehmende Bürokratisierung der Verwaltung, auch das Anwachsen von Organisationsstrukturen und Kommunikationsmöglichkeiten lassen das traditionelle Denken mit seiner Hierarchie und Binarität scheitern und erfordern ein neues Interpretationsmodell. Als Gegenmodell zum hierarchischen Denken mit seiner Dominanz und Befehlsgewalt von oben nach unten und seinem Gehorsam in umgekehrter Richtung fungiert jetzt das *Netzwerk*, das auf nivellierten Strukturen beruht und im Prinzip jedes mit jedem verbindet. Das Internet ist hierfür das beste Beispiel, aber auch die Vernetzung der Arbeits- und Betriebswelt, der Gesellschaft, der Wirtschaft usw. In der Gegenwartsphilosophie, der sogenannten Postmoderne, findet sich die Ersetzung des Ausdrucks ‚Netzwerk', das zu sehr an ein artifizielles Fischernetz mit Maschen erinnert, durch den aus der Biologie stammenden Ausdruck ‚Rhizom'. Das *Rhizom* bezeichnet ein Wurzel-Knollen-Geflecht, bei dem die Nebenwurzeln stärker hervortreten und die Hauptwurzel zurücktritt. Das Paradigma ist das Maiglöckchen, dessen Wurzelwerk an jeder Stelle neue Sprossen hervortreiben kann und sich erhält, selbst wenn es in gewissen Teilen abstirbt, was beim hierarchischen Modell nicht möglich ist, wenn die Spitze wegbricht. In ihrem Buch *Tausend Plateaus*

haben die Philosophen GILLES DELEUZE und FÉLIX GUATTARI dieses Konzept bereits durch den Titel zum Ausdruck gebracht, indem sie nicht mehr von einem, sondern von 1000 Plateaus sprechen und nicht mehr von einem steilen Gipfel, sondern von abgeflachten Plateaus. Sie zeichnen damit die Strukturen eines antizentralistischen, antihierarchischen, antigenealogischen oder kurzum eines demokratischen Denkens im Unterschied zum hierarchischen und bringen es sinnigerweise mit der fernöstlichen Kultur in Verbindung, mit der Steppe und Graslandschaft, während bei uns im Westen sowohl in der Erkenntnistheorie wie in der Theologie, der Ontologie, der gesamten Philosophie das Denken vom Wurzelgrund, symbolisiert durch die Pfahlwurzel, vorherrschte. Ist das hierarchische Denken auf einen einzigen Punkt gerichtet, so handelt es sich hier um ein flächenhaftes Denken. Und das gilt auch für den Grund der Welt, der im einen Fall auf einen Punkt zugespitzt ist, im anderen flächenhaft zu denken ist und mit dem All der Welt zusammenfällt.

d) Der einende Grund

In Bezug auf die Realitätserfassung unterscheiden sich hierarchisches und antihierarchisches System dadurch, dass das erste die Realität durch ein vollständiges Spezifikationssystem zu erfassen sucht, das zweite durch ein unendliches Netzwerk. Beide logischen Systeme scheitern letztlich, da sich die Realität dem endlichen Denken entzieht, sowohl beim Versuch durchgängiger Spezifikation als auch beim Versuch unendlicher Vernetzung. Die Realität bzw. das, was die Welt zusammenhält, bleibt in Abwandlung eines Terminus von SAPIR-WHORF ein sublinguistischer bzw. subformaler Hintergrund, der sich dem Versuch einer Einholung immer wieder entzieht, wie eine Linie nur durch Intervalle fassbar ist, in die sie eingeteilt werden kann, und sich gleichwohl bei jedem Schritt paradoxerweise so der Einholung durch formale Systeme entzieht. Jede neue Bestimmung, jedes neues Intervall dokumentiert paradoxerweise nur seine Abwesenheit. Diesen Sachverhalt haben Mystiker ‚Abgrund' oder ‚Ungrund' genannt, so dass die Frage der Einholung des Grundes weiterhin mit Faust als Wunsch oder Sehnsucht bestehen bleibt.

Zusammenfassung

GLOY, KAREN: **„Dass ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält [...]."** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 66 (2017) 1, 29–50

Die Frage nach dem Grund der Welt, nach dem, was sie im Innersten zusammenhält, ist nicht erst eine Frage von Goethes *Faust*, sondern beschäftigt die Menschheit seit Urzeiten. Die beiden kontroversen Lösungen sind die anschauliche, wahrnehmungsmäßige im alltäglichen wie magisch-mythischen Umgang und die wissenschaftlich-physikalische mittels mathematischer Konstrukte und Modelle, die inzwischen so empirieabgehoben sind, dass sie den britischen Wissenschaftsjournalisten Jim Baggott in seinem Buch *Farewell to Reality* veranlasst haben, bezüglich der modernen Physik von einer "Märchenphysik" zu sprechen. Die vorliegende Studie zeigt die zunehmende Entmaterialisierung und Vergeistigung des Zugangs zur Welt mitsamt seinen Prinzipien Raum, Zeit und Logik, was zur Konsequenz geführt hat, den Grund der Welt nur noch als Abgrund im Sinne der Mystik fassen zu können.

Analogiedenken
Binäre Logik
Mystik
Philosophie, abendländische
Raumvorstellung
Rhizom
Wahrnehmung
Weltengrund
Zeitvorstellung

Summary

GLOY, KAREN: **"That I may understand whatever binds the world's innermost core together [...]."** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 66 (2017) 1, 29–50

The question about the primordial ground of the world, of what binds its innermost core together, was not first asked by Goethe's *Faust*, but has been considered by man since primeval times. The two controversal solutions are the concrete, perceptual one in daily as well as magico-mythical handling on the one hand and the scientific-physical one by mathematical constructs and models on the other hand which, in the meantime, have become completely divorced from empirics so that in his book *Farewell to Reality* the British scientific journalist Jim Baggott was led to use the term *fairytale physics* with regard to modern physics. The article at hand discusses the increasing dematerialization and spiritualization of the access to the world together with its principles of space, time and logic which was responsible for the fact that the primordial ground of the world is only grasped as an abyss in the sense of mysticism.

Analogical thinking
binary logic
mysticism
Occidental Philosophy
perception
primordial ground of the world
rhizome
space, conception of
time, conception of

Literatur

BAGGOTT, JIM: Farewell to Reality. How Modern Physics Has Betrayed the Search for Scientific Truth. New York: Pegasus Books, 2013.

CASSIRER, ERNST: Philosophie der symbolischen Formen. Teil 2: Das mythische Denken. 8., unveränderte Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchges./Abt. Verlag, 1987.

FOUCAULT, MICHEL: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften (Titel der Originalausgabe: *Les mots et les choses*, 1966), aus dem Französischen von Ulrich Köppens. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1974; [10]1991.

Gloy, Karen: Wahrnehmungswelten. Freiburg/München: Alber, 2011.
Goethe, Johann Wolfgang von: Zur Farbenlehre. Didaktischer Teil, 6. Abteilung: sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe, in: Goethes Werke (Hamburger Ausgabe), Bd. 13. Hamburg 1955, ^{5}1966.
Heidegger, Martin: Die Frage nach der Technik, in: Die Künste im technischen Zeitalter. Dritte Folge des Jahrbuchs Gestalt und Gedanke, hrsg. von der Bayerischen Akademie der schönen Künste. München: Oldenbourg, 1954, S. 70–108.
Kaeser, Eduard: Märchenphysik. Verabschiedet sich die Grundlagenphysik von der Realität, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 7. Mai 2014, Nr. 104, S. 54.
Neff, Dorothee: Der Heimatverlust bei den Flüchtlingen. Diss. Erlangen 1956.
Otto, Rudolf: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. Breslau: Trewendt & Granier, 1917, 2. Aufl. Nachdruck München: Beck, 2004.
Schmitz, Hermann: System der Philosophie, Bd. III,1. Bonn: Bouvier, 1967.
Schulz, Gerhard: Novalis Werke. München: Beck, ^{3}1987.
Ströker, Elisabeth: Philosophische Untersuchungen zum Raum. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann, ^{2}1977 .

Prof. Dr. Dr. h.c. Karen Gloy, Wesemlinhöheweg 1, CH-6006 Luzern
karen.gloy@bluewin.ch

Grenzgebiete der Wissenschaft 66 (2017) 1, 51–76

ANDREAS RESCH

GABRIELE AMORTH (1925–2016)

Dr. Dr. P. Andreas Resch, Prof. em. für Klinische Psychologie und Paranormologie der Accademia Alfonsiana, Päpstliche Lateran-Universität, Rom, ist Mitglied des Redemptoristenordens (CSsR), Leiter des Instituts für Grenzgebiete der Wissenschaft (IGW) in Innsbruck, Inhaber des Resch Verlags, Herausgeber der Zeitschriften *Grenzgebiete der Wissenschaft* und *ETHICA*, des Jahrbuches *Impulse aus Wissenschaft und Forschung* (1986–1993), mehrerer Schriftenreihen (*Imago Mundi*; *Grenzfragen*; *Burkhard Heim: Einheitliche Beschreibung der Welt*; *Selige und Heilige Johannes Pauls II.*; *Miracoli dei Beati e Santi*; *Wunder von Seligen und Heiligen*; *Reihe R*) sowie der Bücher: *Der Traum im Heilsplan Gottes*; *Depression*; *Gerda Walther*; *Ferdinand Zahlner: Personenlexikon zur Paranormologie*; seit 2007 Arbeit am *Lexikon der Paranormologie*; Mitarbeit an Fernseh- und Kinofilmen.

Am 16. September 2016 starb in Rom im Alter von 93 Jahren der weltbekannte Exorzist P. Gabriele Amorth. Er gehörte mit dem Passionistenpater Candido Amantini, seinem Lehrer, zu den Pionieren des Exorzismus der letzten Jahrzehnte. Dabei hat vor allem Amorth seine persönlichen Vorstellungen und Erfahrungen zum Exorzismus in zahlreichen Veröffentlichungen festgehalten, weshalb hier ausführlicher darauf eingegangen werden soll.

I. LEBEN UND AUSBILDUNG

Um den internationalen Ruf von P. Gabriele Amorth richtig einordnen zu können, ist es notwendig, sein Leben, seine Ausbildung und seine Berufung kurz zu beleuchten, um dann auf seine Ausführungen zum Exorzismus und seine Erfahrungen als Exorzist näher einzugehen.

1. Leben

Gabriele Amorth wurde am 1. Mai 1925 in Modena, Italien, in einer sehr gläubigen Familie mit starker Bindung an die Katholische Aktion, geboren. Er hatte fünf Brüder. Als Kind wurde er der Großmutter väterlicherseits anver-

traut. Mit fünf Jahren empfing er die Erstkommunion und diente von da an als Ministrant in der Pfarrkirche. Von der Familie und der Katholischen Aktion der Pfarrgemeinde erhielt er seine religiöse Bildung. Bereits mit 14 Jahren begann er über den Priesterberuf nachzudenken. Dabei verschaffte ihm ein glücklicher Zufall die Gelegenheit, mit Don *Giacomo Alberione* (Abb. 1), dem Gründer der *Gesellschaft vom Heiligen Paulus*, zusammenzutreffen, der ihm gleich den Eintritt in die Gesellschaft empfahl, was jedoch noch etwas dauern sollte.

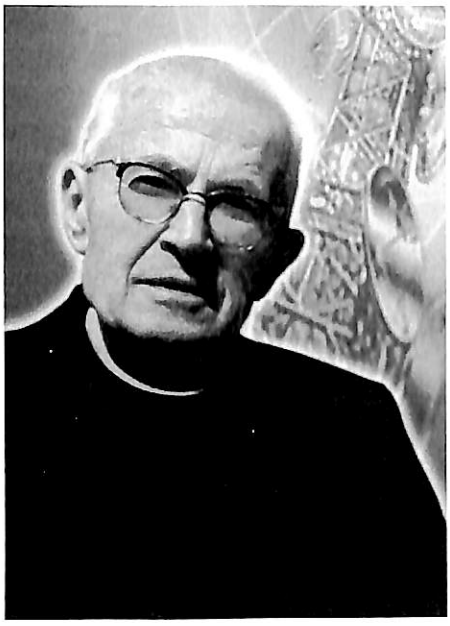


Abb. 1: Don Giacomo Alberione (1884–1971)

Es kam der Krieg und Gabriele wurde mit seinen vier Brüdern zum Heer einberufen. Dort wurde er Hauptmann, kämpfte als Partisan in der Widerstandsbewegung und erhielt für seine soldatische Leistung die Tapferkeitsmedaille. Nach dem Krieg wollte er seine Eltern nicht im Stich lassen und entschied sich für das Studium der Jurisprudenz, nachdem zwei Brüder darin schon promoviert hatten.

2. Politik

Mit 22 Jahren erhielt Amorth das Doktorat, trat in die christliche Partei *Democrazia Cristiana* ein und gründete in seinem Umfeld mehrere Sektionen. Er stand dabei in Verbindung mit der politischen Gruppe von *Giorgio La Pira*, *Giuseppe Dossetti*, *Amintore Fanfani* und *Giuseppe Lazzati*. Sehr bald wurde er Vizedelegierter der Christlich-Demokratischen Jugend und kam als solcher nach Rom, wo er mit *Giulio Andreotti* zusammenarbeitete. Da sich dieser ganz *De Gasperi* widmete, musste Amorth die ganze Arbeit des Sekretariats verrichten, sodass er die Jugendgruppen vernachlässigte. Als *Andreotti* als Untersekretär des Präsidentenamtes in die Regierung eintrat und er als sein Nachfolger nationaler Delegierter werden sollte, trat er von seinem Amt zurück und verließ die Politik.

3. Paulist

Da die Verbindung mit *Don Alberione* nie unterbrochen wurde, griff Amorth dessen Einladung wieder auf und trat der Gesellschaft vom Heiligen Paulus bei. Nach Absolvierung der vorgeschriebenen Studien wurde er 1954 zum Priester geweiht. Nach der Priesterweihe arbeite Amorth als Journalist und wurde Herausgeber der marianischen Monatsschrift *Madre di Dio*.

4. Berufung zum Exorzisten

1986 wurde Pater Amorth zum Exorzisten von Rom ernannt. Diese Ernennung kam für ihn völlig überraschend. Es begann bei einer Zusammenkunft mit dem damaligen Vikar des Papstes für die Stadt Rom, Kardinal *Ugo Poletti*. Der Kardinal kam dabei auch auf einen gemeinsamen Bekannten, den Passionistenpater *Candido Amantini* zu sprechen. P. Candido (Abb. 2) war damals der berühmteste Exorzist in Rom und hatte eine 36-jährige Erfahrung. Kardinal Poletti packte die Gelegenheit gleich beim Schopf und sagte zu P. Amorth: „Sie sind ein Freund von P. Candido und wissen gewiss, dass er alt ist und einer Hilfe bedarf. Ich verleihe Ihnen daher das Recht zu exorzieren."

Abb. 2: P. Candido Amantini (1914–1992)

II. EXORZIST

So wurde Pater Amorth nach einer Ausbildung bei dem langjährigen Exorzisten der Heiligen Stiege in Rom, P. *Candido Amantini*, zum ständigen Exorzisten von Rom.

1. Eine schwierige Aufgabe

Amorth war sich nämlich wohl bewusst, dass für das moderne Denken die biblischen Aussagen vom Teufel und der Teufelsaustreibung (= Exorzismus,

von griech. *orkos* = Eid, Schwur) kaum mehr gelten. Zudem stellten Berichte über selbsternannte Exorzisten die katholische Kirche in ein schiefes Licht, hatte doch die okkulte Welle reichen Zulauf. So wenden sich ca. 12 Millionen Italiener an Kartenleser, Zauberer, Hexer, satanische Sekten usw., zahlen bis zu 100 Euro für eine Beratung und über 1000 Euro für eine Behexung. Das ist ein Riesengeschäft, das nach Amorth damit zusammenhängt, dass wenn der echte Glaube abnimmt, der Aberglaube auch unter gebildeten Leuten zunimmt. Heute existieren in Rom über 100 satanische Sekten.

Auf kirchlicher Seite wurden die Exorzismen in den letzten 200 Jahren auf ein absolutes Minimum reduziert. So gibt es nach Amorth Bischöfe und Priester, welche die Traktate über die Dämonologie nicht studiert haben und sich folglich in der Materie auch nicht auskennen. Viele von ihnen sind nie mit Besessenen oder mit Exorzismen in Kontakt gekommen. Außerdem sind sie von Theorien gewisser Exegeten und Theologen beeinflusst, die sogar die im Evangelium berichteten Teufelsaustreibungen Christi bezweifeln. Sie glauben zwar theoretisch an den Teufel, verneinen aber seine praktische Wirksamkeit. Amorth schätzte, dass 99% der Bischöfe nicht mehr an das außerordentliche Wirken des Teufels glauben. Ihm zufolge verbietet das neue Rituale den Exorzismus im Fall von Verfluchung. Diese Fälle betreffen jedoch mehr als 90% aller Fälle teuflischer Verseuchung. Nach dem neuen Rituale also dürfte man bei solchen Fällen nie einen Exorzismus durchführen! Diese liturgischen Neuregelungen gehen laut Amorth von der Auffassung aus, dass die Kirche sich für viele Jahrhunderte getäuscht hat. Satan ist nach Amorth jedoch überall und er kann ungehindert arbeiten, denn die ihn am wenigsten daran hindern, seien gerade die Priester.

2. Das Wirkungsfeld Satans

Die vorrangige Aktivität Satans besteht nach Amorth darin, den Menschen zum Bösen zu verführen, mit der Absicht, ihn von Gott zu entfernen. Deshalb genügt es nicht, nur „an Gott zu glauben" – wie es in der Tat 90% der Italiener tun – , sondern es ist notwendig, den Willen Gottes zu erfüllen. Im Einzelnen führt Amorth folgende Hauptaktivitäten Satans an:

***Besitzergreifung*:**
Der Teufel kommt in den menschlichen Körper und äußert sich durch Gesten und Worte. Er kann aber nicht die Seele in Besitz nehmen.

***Schikanen*:**
Der Teufel fügt einer Person Leiden und Flüche zu, wirkt auf deren Gesundheit, Zärtlichkeit und Arbeit ein. Solche Fälle sind nicht leicht zu erkennen, da solche Übel auf indirekte Weise von Satan kommen, nicht offensichtlich, so dass man glaubt, sie haben natürlichen Ursprung. Deswegen wenden sich betroffene Personen, die von Priestern und Bischöfen oft nicht verstanden werden, an Zauberer.

***Besessenheit*:**
Bei der Besessenheit handelt es sich um Störungen, die dem Menschen zugefügt werden, seine innere Ausgeglichenheit, sein emotionales Gleichgewicht beeinträchtigen. Satan greift an und verursacht Verwirrung, Kummer und innere Qualen.

***Verseuchung*:**
Unter Verseuchung versteht Amorth jene Bösartigkeiten, die Sachen und Tiere treffen. Der Katechismus der katholischen Kirche erklärt, dass man auch Exorzismen über Dinge (Nr. 1673) ausführen kann. In der Tat kommt es vor, dass man Häuser und Orte exorzieren muss. All diese besonderen Bösartigkeiten, die jedoch keine Macht über die Seele besitzen, empfängt man laut Amorth aus vier Gründen:

a) *Aus freier Initiative des Teufels*. Infolge der den Geschöpfen geschenkten Freiheit, lässt Gott zu, dass Satan das Böse wirkt, auch wenn das Böse nicht der Wille Gottes ist. Viele Heilige waren von Besitzergreifung, Schikanen und Besessenheit betroffen, und haben sich durch diese Prüfungen hindurch geheiligt, wie Pater Pio, der Pfarrer von Ars, die hl. Gemma Galgani.

b) *Besuche gefährlicher Orte*: Zauberer, Kartenleser, satanische Gruppen, spiritistische Sitzungen.

c) *Verharren in schwerer Sünde*. Mit der Zeit „verhärtet" man sich in der Sünde und das Böse schlägt in uns tiefe Wurzeln.

d) *Verfluchungen*: Diese betreffen 90% der Fälle und hängen nicht von dem ab, den die Flüche treffen. „Verfluchung" bedeutet Unheilbehaftung mit Hilfe des Teufels.

3. Vollmacht zur Teufelsaustreibung

Jesus hat die Macht der Teufelsaustreibung den Zwölf, dann 72 Jüngern verliehen; schließlich hat er diese auf alle Gläubigen ausgedehnt:

„In meinem Namen werden sie Dämonen austreiben" (vgl. Mk 16,17). Heute kann der sog. *feierliche Exorzismus* nur von einem durch seinen Bischof autorisierten Priester und nach Genehmigung des Ortsbischofs ausgeführt werden. *Befreiungsgebete* kann hingegen jeder Gläubige sprechen, für sich und für andere, ohne Erlaubnis des Bischofs, der nur die öffentliche Form verbieten kann oder den Ort, wo diese Gebete gesprochen werden. Der Zweck der Befreiungsgebete kommt jenem des Exorzismus gleich, d.h., Satan zu vertreiben. Während jedoch der Exorzismus das offizielle und öffentliche Gebet im Namen der Kirche ist – und deshalb an sich wirksamer –, bleibt das Befreiungsgebet immer ein privates Gebet, das jedenfalls in einigen Fällen große Wirksamkeit hat. So ist es zurzeit der hl. Katharina von Siena vorgekommen, dass ihr die schwierigsten Fälle von Besessenheit überlassen wurden. Katharina, die kein Priester war, sondern eine Heilige, hat die Befreiung erwirkt. 1990 stellte der Vatikan allen Bischofskonferenzen ein Dokument zu, worin die künftige Handhabung des Exorzismus beschrieben ist. Von einem Exorzisten wird vor allem verlangt, dass er zwischen Krankheit, Umsessenheit und Besessenheit unterscheiden kann.

4. Fragen an Amorth

Aufgrund seiner weltweiten Bekanntheit und seines sicheren Auftretens wurde Amorth vor allem in seinen letzten Jahren mit zahlreichen Fragen zu seiner Arbeit als Exorzist befragt. So wurde auch die Frage an ihn gestellt, warum in Italien über 300 Exorzisten operieren und sich z.B. in der Schweiz niemand darüber zu sprechen getraut. Darauf antwortete Amorth, dass nach den Hexenverfolgungen drei Jahrhunderte lang niemand mehr gewagt habe, einen Exorzismus zu praktizieren. Deutschsprachige Theologen hätten sogar angefangen, die von Jesus Christus berichteten Exorzismen zu leugnen, was Bischöfe und Priester zusätzlich entmutigt habe. In Italien habe dann 1972 die Rede von Papst Paul VI. zur Frage des Teufels das Eis gebrochen. Außerdem hätten seine, also Amorths, Bücher, Interviews und Fernsehauftritte viel bewegt. Die Hauptschwierigkeit bestehe darin, ein dämonisches von einem psychischen Leiden zu unterscheiden. Hier müsste man weit ausholen. In einigen Fällen könne beides im Spiel sein. Das bedeute, dass die Person sowohl den Exorzisten als auch den Psychiater brauche.

5. Der Exorzist Amorth

Das Leben als Exorzist hat GABRIELE AMORTH (Abb. 3), den ich persönlich als energischen und aufgeschlossenen, vielseitig begabten und tiefgläubigen Ordensmann auf Tagungen und im Briefkontakt kennenlernte, in stets großer Verantwortung gestaltet.

Abb. 3: P. Gabriele Amorth (1925–2016)

Bei den konkreten Behandlungen befasste er sich zunächst mit der Person selbst, suchte dann nach verdächtigen Anzeichen von Besessenheit und fragte nach der Ursache der Beschwerden. Erzählte jemand, die Symptome seien nach einer spiritistischen Sitzung, nach dem Besuch bei einer satanischen Sekte, bei einem Magier oder Kartenleser aufgetreten, wurde er hellhörig. Auf Besessenheit deutet nach ihm auch, wenn jemand auf heilige Symbole allergisch reagiert, nicht mehr zur Messe gehen kann oder wenn er sich wütend auf dem Boden wälzt, sobald er gesegnet wird. Ob jemand tatsächlich besessen ist, kann erst im Verlauf des Exorzismus herausgefunden werden. Vereinfachend können wir nach Amorth sagen, dass das offensichtlichste Symptom der Besessenheit die Abneigung gegen das Heilige ist. Wenn eine Person, obwohl sie es möchte, nicht zur HI. Messe gehen kann, wenn jemand auf heilige Bilder aggressiv reagiert, sind das erste Hinweise.

Man kann eine Person laut Amorth auch testen, indem man ihr, ohne dass sie es weiß, einen Kaffee oder eine Suppe mit exorziertem Wasser zubereitet. Wenn die Person aufspringt oder die Speise ablehnt, besteht Verdacht auf Besessenheit. Oder man bereitet den Salat mit exorziertem Salz oder exorziertem Öl und prüft, ob die Person ausfällig wird und das Essen ablehnt. Ein anderer Hinweis kann eine medizinisch nicht diagnostizierbare Krankheit sein. Es kommt vor, dass bei einer Person nicht einmal der unmittelbare Effekt eines Medikaments eintritt. Man versucht z.B. einen Kranken mit hohen Dosen von Schlaftabletten zu beruhigen, ohne dass sich bei ihm eine Wirkung zeigt.

Ein Besessener hat nach Amorth nämlich eine doppelte Persönlichkeit. Die Normalpersönlichkeit schläft während des Exorzismus, weshalb sich ein Patient im Nachhinein an nichts erinnern kann. Den Dämon selbst lockte er mit Gebeten aus dem Patienten, der sich dessen Stimme und Körper bediente, und sprach mit ihm. Er fragte nach seinem Namen, wann und wie er in den Menschen geschlüpft sei und wann er wieder gehen wolle. Hat er das Opfer etwa auf Grund einer Verfluchung heimgesucht? All diese Fragen nützen der Befreiung. Er stellte sie jedoch nicht aus Neugier. Das war verboten.

Nach dem 1999 vom Vatikan herausgegebenen neuen Ritual für Teufelsaustreibungen sollen auch Psychiater hinzugezogen werden. Amorth befürwortete, wie gesagt, das Hinzuziehen eines Psychiaters, stand dem neuen Rituale aus den oben genannten Gründen jedoch ablehnend gegenüber und verwendete das alte Rituale aus dem Jahr 1614, was mit Erlaubnis des Bischofs gestattet ist.

Dennoch ist festzuhalten, dass der Exorzismus als Instrument zur Befreiung eines Menschen erst an siebter Stelle steht. Folgende Maßnahmen gehen ihm im Kampf gegen den Teufel voraus: Beichte, hl. Messe, Kommunion, eucharistische Anbetung, Psalmen und Rosenkranz.

Bei den Gebeten bediente sich Amorth, wie erwähnt, der lateinischen Gebete aus dem römischen Rituale von 1614, die alle darauf abzielen, Satan im Namen Christi zu vertreiben. Dabei reagierte der Leidende manchmal überhaupt nicht auf diese Gebete. In schwierigeren Fällen fiel er in Trance, sobald Amorth ihm die Hände auflegte. Danach erinnerte er sich nicht mehr an das, was sich zugetragen hatte. In anderen Fällen begann der Klient zu heulen und zu schreien, wehrte sich und schäumte. Dann brauchte es Gehilfen, die ihn festhielten. Oft traten seltsame Symptome, wie merkwürdige Formen von Epilepsie, auf, weil sich der Teufel zu verstecken suchte.

Letztlich kann aber nur der Exorzismus eine eindeutige Diagnose liefern. Deshalb ist es wichtig, die Reaktion einer Person während und nach dem Ex-

orzismus zu beobachten. Der Exorzismus kann nach einigen Tagen gewalttätige Reaktionen, Augenrollen oder Trancezustände auslösen. Oder es kann einer Person für einen Tag schlecht gehen und anschließend wieder gut, bis das Übel nach einigen Tagen erneut eintritt. Um eine mögliche Einbildung auszuschalten, ist es wichtig, die Verhaltensweisen des Bedrängten während einer Reihe von Exorzismen aufzuzeichnen. Erst dann kann festgestellt werden, ob tatsächlich eine Besessenheit vorliegt oder nicht.

Was die Wirkung des Exorzismus betrifft, so geht es selten schnell. Im Allgemeinen braucht es 5–6 Monate (manchmal bis zu 12 oder 14 Jahren).

Als *äußere Mittel* verwendete Amorth Kruzifix, Weihwasser und Katechumenen-Öl. Zudem legte er dem Leidenden die Hände auf das Haupt und ließ die Enden seiner langen violetten Stola über seine Schultern fallen.

In den neuen Kodex sind auch Vorstellungen von deutschen und Schweizer Bischöfen eingeflossen, sodass es jetzt im Falle einer Verfluchung verboten ist, zu exorzieren. Das sind nach Amorth aber die häufigsten Fälle. Ferner sind Austreibungen nur erlaubt, wenn die Präsenz des Dämons sicher ist. Gewissheit darüber zu erlangen, ist laut Amorth aber erst im Verlauf des Exorzismus möglich. So werde die Arbeit der Exorzisten durch das neue Rituale fast verhindert. Auf die Frage, ob er vor dem Teufel, der Geist und ein gefallener Engel ist, Angst habe, antwortete Amorth hingegen: „Niemals. Er hat Angst vor uns."

6. Mitarbeit von Ärzten

Was die Mitarbeit von Ärzten betrifft, so ist folgender Bericht eines Psychiaters aufschlussreich:

„Ich hielt Exorzismus für Hokuspokus", berichtet der Psychiater Dr. Vincenzo M., der in einem Fall 1993 mit Amorth zusammenarbeitete. „Ich glaubte weder an den Satan noch an Gott, aber ich akzeptierte die Mitarbeit. Die Patientin war eine junge Frau, sie kam in mein Behandlungszimmer, und ich schwöre, die nächste halbe Stunde war die schlimmste meines Lebens. Ich spürte sofort, dass etwas ganz Seltsames geschah, denn ich hatte vor einer Patientin panische Angst. Ich wollte nur, dass sie wieder geht, ich wollte, dass sie so schnell wie möglich mein Zimmer verlässt. Ich schrieb das Rezept auf und hoffte, dass sie gehen würde."

Was dann geschah, erzählte der Arzt vor einer Untersuchungskommission unter Eid: „Ihre Arme verlängerten sich, von ihrem Stuhl aus wuchs ein Arm blitzschnell um etwa zwei Meter, ihre Hand war eine Kralle, sie zerfetzte mei-

nen Rezeptblock, und die junge, attraktive Frau sagte mit der tiefen Stimme eines alten Mannes: ‚Solchen Unsinn brauche ich nicht.' Dann schrumpfte der Arm wieder, ich rannte in Panik aus dem Raum."[1]

Amorth bekam aber nicht nur Unterstützung von Gläubigen und Ärzten, sondern auch von Atheisten. Das Sprachwissenschaftliche Institut der Universität Rom bestätigte Amorth 1998 einen wissenschaftlich nicht erklärbaren Fall. Eine junge Bäuerin, die schlecht Italienisch sprach, fluchte während eines Exorzismus stundenlang grammatikalisch korrekt in acht Sprachen, darunter in der nahezu ausgestorbenen Sprache der Zeit Jesu Christi, die nur ein paar Dutzend Menschen auf dem Globus beherrschen: *Alt-Aramäisch*. In dem Gutachten heißt es: „Es ist unerklärlich, wie die Frau diese Sprachen erlernen konnte."[2]

III. TEXTE AUS DEN MEMOIREN AMORTHS

In diesem Abschnitt sollen aus den *Memoiren eines Exorzisten* von GABRIELE AMORTH[3] ausgewählte Beschreibungen zu folgenden Themen und Fällen mit genauer Quellenangabe wiedergegeben werden: *Die Streitkräfte des Feindes – Ein seit der Kindheit Besessener – Eine befreite Magierin – Satanische Riten auf dem Friedhof.* Diese Originaltexte vermitteln einen anschaulichen Einblick in die Arbeit des Exorzisten Amorth und bezeugen seine Kompetenz und seinen unerschrockenen Einsatz.

1. Die Streitkräfte des Feindes

„Sehen Sie, die Macht des Feindes ist immer die gleiche geblieben, denn der Teufel hat immer dieselbe Macht. Was aber enorm zugenommen hat, ist etwas anderes, nämlich die Zahl der Türen, die sich seinem Eindringen geöffnet haben. Früher gab man sich viel weniger okkultistischen Praktiken hin als heute. Unter Okkultismus verstehe ich Magie, spiritistische Sitzungen, satanische Sekten usw. Früher, als man noch zur Kirche ging, betete und die Familien noch einträchtig und intakt waren, war die Situation anders ... Sie sehen doch, wie heutzutage die Gesellschaft aussieht. Die jungen Leute leben ohne Trauschein zusammen, sie pfeifen auf die standesamtliche Trauung ... und die

[1] Artikel vom 16. September 2004 im Hamburger Abendblatt.
[2] Ebd.
[3] GABRIELE AMORTH: Memoiren eines Exorzisten. Kisslegg-Immenried: Christiana-Verl. im Fe-Medienverl., ⁴2016.

Schwulen, die die Anerkennung ihrer gleichgeschlechtlichen ‚Ehe' fordern und dazu noch, dass sie Kinder adoptieren können. Wo sind wir denn eigentlich gelandet! Bei Absurditäten, die zur Zeit meiner Jugend völlig undenkbar gewesen wären.

All dies – Magie, Okkultismus, Spiritismus – trägt dazu bei, die Eingangstüren zu öffnen. Sind die Türen einmal geöffnet, hat Satan freie Hand. Nicht dass er machtvoller wäre als früher, sondern dass er von seiner Macht frei Gebrauch machen kann. Denken Sie etwa an all die vielen Fälle von Personen, die sich dem Satan weihen!

Sie sind sehr zahlreich. Wie viele jener Zettel habe ich doch schon verbrannt, auf denen Sätze geschrieben standen wie etwa diese: ‚Satan, du bist mein Gott, ich will Satan, ich will immer mit dir sein, ich verehre dich, ich bete dich an.' Und dann: ‚Gib mir, gib mir, gib mir.' Gib mir Reichtum, gib mir Vergnügen, gib mir Erfolg. Und der Teufel gibt es ihm und raubt ihm dafür die Seele. Es handelt sich hier nicht um eine Besessenheit, denn in diesen Fällen besitzt der Teufel bereits die Seele, da diese Personen bereits beschlossen haben, sie ihm auszuliefern. Man muss bedenken, dass der Teufel von sich aus nicht zur Seele gelangt. Er kann körperliche Beschwerden hervorrufen, aber die Seele erreicht er nicht. Er dringt bis zur Seele vor, wenn der Mensch sie ihm ausliefert und ihm erlaubt, von ihr Besitz zu ergreifen, sich ihrer zu bemächtigen.

Die Zettel, die ich eben erwähnte, sind mir von Personen zugetragen worden, die sich dem Satan geweiht hatten, dann aber von Furcht ergriffen wurden, weil es sehr schwierig ist, aus einer Sekte auszutreten. Es gibt Zeugnisse, laut denen es in Amerika vorkommt, dass wer aus einer satanischen Sekte austritt, getötet werden darf. Daher haben auch die Mitglieder selbst viel Angst."[4]

2. Ein seit der Kindheit Besessener

„Der folgende Fall betrifft einen Knaben, der in der frühen Kindheit in die Obhut seiner Großmutter väterlicherseits gegeben wurde. Diese, so scheint es, habe das Kind den bösen Geistern anvertraut. Mit fünf Jahren machte der Knabe die Erstkommunion und von da an ging er regelmäßig als Messdiener und als junger Sakristan und Vertrauensperson des Pfarrers in die Kirche. So ging es weiter bis ungefähr zu seinem vierzehnten Lebensjahr.

[4] Ders., ebd. S. 76–77.

Am Ostermontag hat der Knabe die Vision von einem leuchtenden Kreuz und vernimmt eine Stimme, die ihm sagt: ‚Du wirst viel leiden.' Von da an erlebt er an seinem Körper seltsame Phänomene: Geißelungen, Schrammen in der Rippengegend, ikonographische Zeichen an Händen und Füßen. Dann erfolgen Erscheinungen Jesu und der Madonna.

Der Tränenfluss auf einem Herz Jesu-Gemälde erregt die Aufmerksamkeit vieler Menschen, die sich um das Bild und den jungen Sakristan scharen. Das Phänomen wird allgemein bekannt, die Lokalzeitungen schreiben darüber. Schließlich interveniert die bischöfliche Kurie. Ein reguläres Untersuchungsverfahren über dieses außergewöhnliche Ereignis wird eingeleitet. Doch bald wird das Ganze zu den Akten gelegt, weil anscheinend Anzeichen von Unglaubwürdigkeit auftauchen. Doch die Phänomene von tropfenden blutroten Tränen ereignen sich weiterhin und der Jüngling bleibt im Brennpunkt der Aufmerksamkeit eines Freundeskreises.

Im darauf folgenden Jahr nimmt das Szenario der Ereignisse eine weitere Wendung. Der Jüngling trifft sich mit einem Pseudocharismatiker, der über ihn Gebete spricht.

Am Jüngling geschehen Levitationen und die Leute, die ihn aufsuchen, fallen während des Gebetes manchmal in eine Art von Einschlafen im Geiste. Der Jüngling wendet sich ab vom regelmäßigen Empfang der Sakramente und bricht auch jeden Kontakt mit dem Pseudocharismatiker ab.

Eines Tages – ich erinnere mich nicht mehr an das genaue Datum – bringen ihn einige seiner Freunde zu mir. Sie wollten sich über den Ursprung der außergewöhnlichen Phänomene Klarheit verschaffen sowie auch meinen Rat hinsichtlich des weiteren Verhaltens einholen. Der Junge sieht arglos aus, er lächelt, er ist reinlich, ruhig und heiter. Er erzählt das Geschehen um den Tränenfluss auf den Gemälden. Er zeigt mir das Herz Jesu-Bild, wobei er mir erklärt, dass er es jeweils aus dem Kasten herausholt und es den Leuten zur Schau stellt, während er seine Andacht verrichtet. Das Gemälde zeigt auffällige Spuren von blutigen Tränen, das auf dem Glas geronnen war. Ich frage seine Freunde nach der Meinung der bischöflichen Kurie. Sie sagen mir, dass diese Vorbehalte gegen den übernatürlichen Ursprung der Phänomene habe. Ich bitte den Jüngling, diesen Ereignissen keine große Bedeutung beizumessen, das Gemälde nicht mehr auszustellen, nicht in der Öffentlichkeit zu beten und große Vorsicht walten zu lassen in Erwartung, dass der Herr diesbezüglich seinen Willen offenbart.

Im folgenden Jahr betreten der Pfarrer und der Pfarrvikar die Szene. An diese hatte sich nämlich der Vater des Jungen gewandt und sie um Hilfe ersucht, da es seinem Sohn schlecht ging und sein Pfarrer sich nicht mehr um ihn kümmerte. Die beiden Priester nahmen sich nun des Jünglings an. Sie nahmen an ihm Befreiungsgebete vor, denn er schien vom Teufel belästigt zu sein. Das ging so weiter, bis sie eines Tages den Jungen zu mir brachten. Sie waren überzeugt, dass dieser mit Exorzismen behandelt werden müsse.

Seit dem Dezember jenes Jahres habe ich fünf Exorzismen vollzogen.

Erster Exorzismus: Anwesend sind die zwei Priester, die den Jüngling begleiten, zusammen mit anderen Personen, die mit diesen hierher gekommen sind. Auch eine kleine Gruppe Charismatiker ist zugegen. Zu Beginn des Gesprächs ist das Gesicht des Jungen fröhlich und unbeschwert. Einige Minuten später ein paar Rülpser und Anzeichen von Unbehagen. Er sagt mir, die seltsamen Phänomene hätten bei ihm seit der frühen Kindheit begonnen, wenige Jahre vor der Erstkommunion, die er mit kaum fünf Jahre Jahren empfing. Die Hostie habe fast immer den Geschmack von ‚faulem Fleisch' gehabt. Während der Wandlung kamen stets Gotteslästerungen in ihm hoch und während der Wandlung bedrängten unzüchtige Phantasien seinen Geist.

Die seltsamen Phänomene nahmen ihren Anfang im Alter von dreizehn Jahren: Levitationen (freies Schweben), Stigmata (Wundmale), ikonographische Zeichen auf dem Körper, ferner Statuen, die zerbrachen und aus denen Blut tröpfelte, Zerrungen in den Gliedern, Lähmungen, Visionen, Blütenblätter und Knospen von Rosen, die aus seinem Munde traten.

Ich beginne vorsichtig mit einem sondierenden (‚diagnostischen') Exorzismus. Der Junge fällt zu Boden, er wälzt sich hin und her, schlägt heftig aus, knirscht mit den Zähnen, spuckt mich an und versucht, mich anzugreifen. Seine Stimme klingt rau, seine Augen sind rot und hasserfüllt. Nach diesem Sondierungs-Exorzismus fahre ich fort mit dem imperativen Exorzismus, wobei dem Teufel bestimmte Befehle gegeben werden. Das Weihwasser, mit dem der Patient besprengt wird, brennt ihn. Nur mit Mühe wird er von vier Personen auf dem Boden festgehalten. Die Reaktionen wurden noch heftiger, als ich beim Exorzismusgebet die Jungfrau Maria eines einheimischen Marienheiligtums erwähnte. Nach einer Viertelstunde tritt Ruhe ein. In dieser Phase der Erholung unternimmt der Jüngling plötzlich einen neuen Angriff und schlägt überraschend zu. Er wird aber mit Leichtigkeit gebändigt. Und er schafft es sogar, mit dem Exorzisten zu beten. Er ist aber sehr müde. Als ich ihm auf Wiedersehen sage, zeigt er sich zufrieden, aber rülpst einige Male.

Zweiter Exorzismus: Anwesend sind die gleichen Personen wie beim ersten Mal. Es wiederholten sich die gleichen Phänomene. Ein unerwarteter Fußtritt trifft mein Bein.

Dritter Exorzismus im Februar des folgenden Jahres: Der ihn begleitende Pfarrer bringt mir sechs oder sieben Gemälde in verschiedener Größe, die das Herz Jesu oder die Madonna darstellen. Sie sind entsetzlich verunstaltet und mit geronnenem Blut verschmiert. Ich empfehle ihm, sie wieder in ihre Behälter einzuschließen und außer Sichtweite der Neugierigen zu verwahren. Während des Exorzismus sind die Reaktionen des Jünglings weniger heftig als bei den vorangehenden. Doch der Patient bleibt sehr gefährlich und es braucht starke Männer, um den Rasenden festzuhalten. Etwas ist neu: Er spricht in verschiedenen Sprachen.

Vierter Exorzismus im März desselben Jahres, in Anwesenheit von ungefähr fünfzehn Priestern, die zu einem Pastoralkurs über Dämonologie zusammengekommen sind: Der Teufel offenbart sich mit den Worten: ‚Er gehört mir, seit langem schon gehört er mir, jeder Exorzismus ist erfolglos. Er ist an mich gebunden.' Die Reaktionen sind weniger heftig. Er erholt sich schneller. Der Junge erinnert sich nicht an all das, was vorgefallen ist. Er hat nur den Eindruck, als ob er mit einem Ring am Fußknöchel angebunden sei.

Fünfter Exorzismus am folgenden Monat Mai: Anwesend sind fast alle Priester und einige Laien, die am Kurs über Dämonologie teilnehmen. Die Reaktionen des Knaben sind noch weniger heftig. Ich führe ein Zwiegespräch mit dem Dämon, der geltend macht, dass der Knabe seit dessen Kindheit ihm gehöre und dass er ihn nicht loslassen werde.

Ich habe den Pfarrer, der den Jungen begleitet, gebeten, einen kurzen Bericht abzufassen. Hier ist er:

‚Der Unterzeichner ist Augenzeuge vieler seltsamen Phänomene. Ich bin zu seinem Krankenbett gerufen worden, um ihm die Kommunion zu bringen. Von Schmerzen gepeinigt wälzte er sich im Bett hin und her, auf dem Rücken hatte er Kratzwunden. Er kommunizierte. Später wurde ich wegen nächtlicher Geräusche zum Hause eines seiner Freunde gerufen. Ich sah, wie eine Tür in Stücke zerfiel. Das Zimmer war in völliger Unordnung. Der Junge duldete niemanden in seinem Zimmer. Wenn alles zu Ende ist, liegt er unter dem Bett völlig erschöpft und am Ende seiner Kräfte. In diesem Haus gab es sechs solch furchtbarer Nächte. Ende Juli weitere solche Nächte in einem anderen Haus, wo eine Frau wohnt, die an Besessenheitsqualen leidet.

Die Phänomene während dieser Zeit sind: fliegende Gegenstände, Zerstörung von Möbeln, Kratzspuren an den Wänden, scharfer Geruch von Schwefel. Der Junge leidet unter einer Anziehungskraft, wie wenn sein Körper von einer unsichtbaren Macht bewegt und getrieben würde. Seine Freunde müssen ihn mit viel Kraftaufwendung auf dem Bett festhalten. Es kommt zu einem konfliktgeladenen Dialog zwischen ihm und einem unsichtbaren, jedoch präsenten Wesen. Er sagt: < Nein, ich will es nicht, ich werde es nie tun; geh weg, Satan. > Ich wohnte blumigen Huldigungen bei: Blütenblätter und Knospen von Rosen kamen aus seinem Munde heraus. Auf seinem Körper lassen sich ikonographische Zeichen erkennen wie zum Beispiel das Monogramm der Hostie (IHS) und das skizzierte Gesicht eines Menschen ... Sein christliches Leben ist sporadisch, kommt nur noch gelegentlich zum Vorschein. Sein Betragen überzeugt mich nicht ... Nun, nach dem ersten Treffen mit dem Exorzisten und dank der Befreiungsgebete scheinen die Reaktionen schwächer geworden zu sein. Es dauern weiterhin fort: die nächtlichen Störungen, Schüttelfrost, das Gefühl, von etwas Schleimigen umhüllt zu sein, das zu ihm sagt: < Du gehörst uns >'."[5]

3. Eine befreite Magierin

„Ich befand mich im Pfarramt, als zwei Frauen mein Büro betraten. Die erste kannte ich gut, die zweite hatte ich noch nie gesehen. Jene, die ich gut kannte, sagte zu mir: ‚Herr Pater, diese Frau braucht Ihre Hilfe.' Ich wandte mich an die mir unbekannte Frau und fragte sie, aus welchem Grund sie sich an mich wende. Ich schaute ihr fest ins Gesicht. Mit ihren Augen und mit den Händen machte sie merkwürdige Zeichen. Und schon war mir klar, mit wem ich es zu tun hatte, und sagte zu ihr: ‚Signora, vor wem haben Sie Angst? Hier gibt es keinen Teufel, hier ist Christus der Herr.' Und ich zeigte ihr das Kruzifix, das ich immer auf dem Schreibtisch habe.

In diesem Moment geriet die Frau in noch stärkere Aufregung. Ich war auf das Schlimmste gefasst und schrie sie an: ‚Du bist eine Hexe! Was willst du von Gott?' Zunächst war sie ganz verblüfft, dann sagte sie: ‚Ich will vom Dämon befreit werden, denn mein Mann liegt im Sterben.' Ich antwortete ihr in einem entschiedenen Ton: ‚An was stirbt dein Mann? Hast du ihn etwa behext oder verwünscht?' Mit Tränen in den Augen gestand sie mir, dass sie ihn voll Bosheit angeschrien habe: ‚Ein Krebsgeschwür soll dich packen!' Die

[5] Ebd., S. 79–84.

Verwünschung hatte ihr Ziel erreicht. Ihr Mann befand sich im Spital auf der Intensivstation und lag im Sterben.

Mit ernster Stimme sagte ich ihr: ‚Ich bin kein Heiliger und mache keine Wunder. Ich bin Exorzist, der mit der Hilfe und im Namen Gottes die Dämonen austreibt. Deinem Mann kann ich das Leben nicht zurückgeben.' Da sprang die Frau mit einem Satz, die Knie voran, auf meinen Schreibtisch, streckte die Arme aus und wollte mich am Hals packen. Ich war auf eine solche Reaktion des Teufels gefasst. Rechtzeitig schaffte ich es, sie anzuschreien: ‚Satan, im Namen Gottes, hör auf!' Mit aufgerissenen Augen und aufgesperrtem Mund rührte sie sich nicht von der Stelle, ihre Arme immer noch gegen meinen Hals gestreckt. Gott hat mich beschützt. Dann wies ich mit lauter Stimme den Dämon zurecht: ‚Satan, im Namen Gottes befehle ich dir, dich nicht von dieser Stellung wegzubewegen.'

Dann ging ich in die Kirche, legte eine geweihte Hostie in das Ziborium und dieses auf meine Brust. Als ich ins Pfarramt zurückkehrte, war die Frau immer noch in derselben Stellung, in der ich sie verlassen hatte. Ich befahl ihr, vom Schreibtisch herunterzusteigen, Platz zu nehmen und ja nicht zu versuchen, den Sitzplatz zu verlassen, um mir näher zu kommen.

Mit der geweihten Hostie war ich ruhiger geworden. Mit resoluter Stimme sagte ich ihr: ‚Statt wegen deines Mannes zu weinen, solltest du wegen der vielen Menschen weinen, denen du während zwanzig Jahren Böses zugefügt hast.' Da schrie sie mich an: ‚Wenn mein Mann stirbt, werde ich der ganzen Stadt Böses zufügen.' Mit einem Ruck erhob ich mich, packte sie an den Schultern und stieß sie aus dem Arbeitszimmer und aus der Kirche, wobei ich ihr nachrief: ‚Mit dem Hass, den du im Herzen hast, bist du nicht würdig, hierzubleiben.'

Da sagte mir die Frau, die sie begleitete: ‚Herr Pater, Sie behandeln doch alle mit großer Freundlichkeit und schicken jene, die vom Dämon besessen sind, nicht weg. Warum haben Sie diese da auf unhöfliche Weise fortgejagt?' Ich gab ihr zur Antwort: ‚Wir Exorzisten können nur jenen helfen, sich von der dämonischen Besessenheit zu befreien, die dies wünschen. Wer aber Hass im Herzen hat, wünscht nicht, befreit zu werden. Übrigens können sie sicher sein, dass die Hexe noch vor Ablauf einer Stunde wieder hier sein wird.'

In der Tat ist sie kurz darauf zurückgekehrt. Ich sagte ihr, wenn sie wirklich wünsche, dass ich an ihr den Exorzismus vollziehe, dann müsse sie mir zuerst beweisen, dass sie befreit werden wolle, indem sie mir alles, was sie an magischen Zaubermitteln besitze, hierher bringe.

Um drei Uhr öffnete ich die Kirche und ich sah, dass die beiden Frauen dort standen und mich erwarteten. Sie trugen zwei große vollgestopfte Plastiktaschen. Der Anblick der Dinge, die sich darin befanden, ließ mich vor Entsetzen erschauern. Außer kleinen Instrumenten wie Tabletten zum Verbrennen von Weihrauch waren da rote und schwarze Kerzen, Nägel, Nadeln, Zitronen, Fotografien, aus welchen jeweils das Portrait einer Person herausgerissen war. Sehen wir einmal ab von den Dutzenden bereits vollzogener Verwünschungen, so gab es hier viele Bücher über Magie, Zauberei, Verwünschungen, ferner Bücher über schwarze Messen, satanische Orgien und über viele andere Dinge. Nachdem ich das Ganze mit Weihwasser besprengt und Gott angerufen hatte mit der Bitte, jegliche Verwünschung zu annullieren, schloss ich das ganze Zeug in einen Schrank ein, so dass es niemand finden konnte.

Dann habe ich die Magierin aufgefordert, am Abend, wenn die Kirche abgeschlossen wird, mit vier Männern hierher zurückzukommen. Es war mir klar geworden, dass es nicht nötig war, einen Psychiater beizuziehen, so eindeutig war hier die Präsenz des Dämonischen wahrzunehmen. Ich zog die liturgischen Gewänder an und begann mit dem Exorzismus. Ich befahl sogleich dem Dämon, keinem der hier Anwesenden ein Leid anzutun, sich keinem zu nähern und mindestens einen Abstand von einem halben Meter zu wahren. Dann begann ich mit dem Ritus. Mehrmals sprang die Magierin auf, schrie und lästerte. Ich tat so, als ob ich sie nicht hörte. Sie streckte die Hände nach allen Seiten aus, berührte aber niemanden, so dass der Teufel schrie: ‚Was habt ihr da hingestellt, da vor mir? Ich komme ja hier nicht durch!'

Oft unterbrach der Dämon das Gebet. Er sagte, sie seien zu dreizehn gekommen, ich aber ganz allein sei, und dass es mir nie gelingen werde, sie auszutreiben. Im Namen Gottes befahl ich ihm zu schweigen. Bei diesem Befehl geriet er in Wut und schrie mich auf einmal an: ‚Was hast du denn da in die Mitte zwischen dir und mir gestellt? Eine kristallene Platte?' Schließlich schrie er: ‚Hör auf damit! Sie will nicht befreit werden, sonst hätte sie dir alles hierher gebracht. Im Schrank ihres Zimmers hat sie nämlich noch zwei Taschen von vorbereiteten und <versandfertigen> Behexungen.' Da erklärte die Frau, sie sei müde und dass sie es nicht mehr aushalte. Ich nutzte die Gelegenheit, um den Exorzismus zu unterbrechen, und sagte: ‚Mit müden Dämonen kämpfe ich nicht. Wir werden morgen weitermachen, aber nur unter der Bedingung, dass du mir morgen die beiden Taschen mit den Behexungen, die du, wie mir der Dämon verraten hat, im Schrank versteckt hast, bringst. Ich erwarte dich morgen um sieben Uhr.'

Am darauf folgenden Tag stand sie um sieben Uhr mit den zwei Taschen vor der Kirchentür. Weinend sagte sie zu mir: ‚Mein Mann liegt im Sterben. Man hat ihn in die eiserne Lunge gelegt.' Ich antwortete: ‚Geh jetzt gleich ins Spital. Besuche deinen Mann. Gott wird an ihn denken. Komm heute abends um acht Uhr zurück, und zwar zusammen mit den Männern, die dich gestern begleitet haben.' Bereits um sieben Uhr waren alle in der Kirche. Ich schloss die Türen, zog das liturgische Gewand an und bereitete mich innerlich auf den Kampf vor. Die Magierin wiederholte ständig, ich solle schnell machen, denn die Ärzte hätten ihrem Mann nur noch eine Stunde zu leben gegeben.

Ich sprach einige wenige Gebete und begann dann sogleich mit dem Befehls-Exorzismus. Auf einmal begann die Frau unter lautem Schreien zu erbrechen. Aus ihrem Mund trat ein mit Speichel vermischter Klumpen kastanienbrauner Erde heraus. Während ich diesen mit Weihwasser besprengte, zählte ich: Dies ist der erste Dämon. Ich fuhr fort zu beten und Befehle zu geben. Zwölf weitere Dämonen sind einer nach dem anderen herausgekommen. Darauf schrie mich eine dunkle, raue Stimme an: ‚Ich bin Satan, es wird dir nicht gelingen, mich auszutreiben.' Ich schaute auf die Uhr und sah, dass Mitternacht seit einigen Minuten schon vorbei war. Ich sagte: ‚Wir sind am Festtag der Unbefleckten Empfängnis. Satan, im Namen der Allerheiligsten Jungfrau Maria befehle ich dir, aus dieser Frau auszuziehen und dorthin zu gehen, wohin dir Gott zu gehen befohlen hat.' Diesen Befehl habe ich ungefähr zehn Mal wiederholt, bis sich schließlich die raue Stimme wieder bemerkbar machte: ‚Schluss mit diesem Namen, ich will ihn nicht mehr hören!'

Ich antwortete ihm: ‚Teufel, ich werde dir diesen Namen die ganze Nacht über wiederholen, Wenn du den Namen der Unbefleckten Jungfrau und Gottesmutter Maria nicht hören willst, dann verlasse diese Frau und verschwinde.' Dann begann die Magierin wieder zu erbrechen und nach einem lauten Schrei fiel sie ohnmächtig zu Boden. Sie war endlich von allen ihren Dämonen befreit. Während die Magierin schlief, begannen wir, das Zimmer aufzuräumen und zu reinigen. Ich benutzte dazu gesegnetes Wasser und schüttete viel Alkohol in den Eimer. Dann zündete ich ein Blatt Papier an und warf es auf das beim Auszug der dreizehn Dämonen Erbrochene. Erst nachdem alles gereinigt war, befahl ich der Magierin aufzustehen. Sie erhob sich sehr langsam, wie wenn der Teufel sie in Stücke zerrissen hätte. Ich teilte ihr mit, dass ich sie an diesem Morgen in der Kirche erwarte, sie müsse beichten und kommunizieren.

So geschah es denn auch. Wenige Tage später, als ich mich anlässlich eines Befreiungsgebetes in einem Haus befand, läutete das Telefon. Die Hausfrau

ging ans Telefon und kam dann eilends zu mir, um mir zu berichten: ‚Jene Frau (die eine Zauberin war) hat mir eben gesagt, ich solle Ihnen mitteilen, dass es ihrem Gemahl gut gehe. Am Tag der Unbefleckten Empfängnis seien die Ärzte erstaunt gewesen; sie glaubten, sie würden einen toten Patienten vorfinden, stattdessen sahen sie einen, dem es besser ging und der zu essen wünschte. Man habe ihn dann in den Krankensaal gebracht; es gehe ihm zusehends besser und er esse regelmäßig. Vor Weihnachten noch könne er geheilt nach Hause gehen.‘

Am Weihnachtstag waren Gatte und Gattin in der Kirche. Nachher kamen sie ins Pfarreibüro, um mir zu danken. Sie haben gebeichtet und kommuniziert. Wie groß ist doch Gott!“[6]

4. Satanische Riten auf dem Friedhof

„Die Person, um die es sich im folgenden Bericht handelt, ist ein zwanzigjähriger Jüngling.

Er kam zu mir in Begleitung seiner Eltern. Er klagte über qualvolle Schmerzen an den Hoden und am ganzen Körper. Er schreit wirklich wie ein Besessener. Er durfte das Spital, in das er eingeliefert worden war, für ganz kurze Zeit verlassen, um an einem Befreiungsgebet teilzunehmen. Die Ärzte konnten die Ursache von so viel Leiden nicht eruieren. Es war der Jüngling selbst, der unser Eingreifen wünschte.

Er erzählt mir seine Geschichte mit großer Mühe zwischen furchtbaren Krämpfen, wobei er sich den Unterleib hielt.

‚Vor ungefähr drei Jahren hatte ich die Gelegenheit, an satanischen Riten teilzunehmen. Ich wurde dazu von Freunden in meinem Alter eingeladen. Ich glaubte nicht an solche Dinge, doch aus Neugier machte ich mit. Die Riten wurden auf einem Friedhof vollzogen. Wir waren etwa zehn Jugendliche und einer von uns war der Chef. Für den Opferritus und die schwarze Messe setzten wir uns alle eine Kapuze auf. Die Opferriten wurden in einem unterirdischen Gang des Friedhofgebäudes auf der Steinplatte eines offenen Grabes durchgeführt. Sie fanden unregelmäßig nach jeweils einigen Monaten Unterbrechung statt. Das Tieropfer bestand in der Tötung einer Katze, eines Vogels, einer Schlange. Das Fleisch dieser Tiere wurde vermischt mit den aus dem Beinhaus entwendeten zerriebenen Knochen von Toten. Wir aßen das Fleisch des Vogels oder Katze, nachdem man es über ein Feuer gehalten und dann

[6] Ebd., S. 85–90.

mit dem Blut der Schlange und den zerriebenen Knochen vermischt hatte. Man muss vermerken, dass die Schlange das Symbol der Sekte ist. Hernach bestand das Ritual in einem Geschlechtsverkehr mit einem jungfräulichen Mädchen, das wir verführt hatten. Im Ganzen dauerte das rituelle Geschehen im Durchschnitt etwa drei Stunden. Das Opfer wurde dem Gott Abu Katabu, dessen Präsenz wir spürten, sowie auch dem indischen Gott Zei dargebracht. Das letzte Mal fand das Ritual am vergangenen Sonntag statt. Ich bin allein dorthin gegangen, ohne dass ein Freund mich abholen kam. Ich fühlte, dass sie mich riefen. Ich habe jedoch erfahren, dass ich zum Opfer ausersehen war. Ich habe Angst.'

Ich stellte dem jungen Mann folgende Frage: ‚Wie hast du es angestellt, um in das unterirdische Geschoss einzudringen, das Beinhaus zu öffnen und die Rituale zu vollziehen, ohne dass die Wächter es bemerkten?' Er antwortete mir, er selber habe den Schlüssel gestohlen, da er den Ort gut kannte und wusste, wie man das Gitter des Ganges, der zum unterirdischen Geschoss führt, öffnet. Nach Beendigung des Rituals, das nachts vollzogen wurde, habe er alles wieder an seinen Platz gestellt.

Ich fragte ihn auch, wie sie es machten, um die Mädchen zu ködern, die sie entjungfern wollten. Meistens, so erklärte er mir, gewinnen sie diese unter dem Vorwand, sie zu einem Gebet in der Kirche oder auf dem Friedhof am Grabe eines Bekannten einzuladen. Jedes Mal bringen sie eines oder zwei mit, lassen sie am Ritual teilnehmen und hernach paaren sie sich mit ihnen. Sie geben ihnen Geld als Entschädigung und um ihnen Stillschweigen aufzuerlegen. Es komme vor, dass die Mädchen wiederkommen; doch diese Jugendlichen wollen für das Ritual immer unberührte Mädchen, die anderen nehmen sie nur, wenn sie keine jungfräulichen finden.

Ich stellte ihm noch Fragen über den Namen der Sekte, wie man in sie hineinkomme und ob zwischen den Mitgliedern ein Pakt bestehe. Es sei die Sekte der Schwarzen Schlange, antwortet er mir. Der Gott, den sie anbeten, heiße Abu Katabu. Er sagt mir auch, dass wenn man einmal in die Sekte eingetreten ist, es schwierig sei, aus ihr auszutreten. Zwei Jugendliche seien ausgetreten, daraufhin seien sie von den anderen während eines Ritus verflucht worden. Nach kaum zwei Tagen sei einer der beiden bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen, der andere erlitt einen Schädelbruch. Der Chef der Sekte sei vierundzwanzig Jahre alt.

Ich wollte wissen, wie sie die schwarzen Messen zelebrieren. Er sagte mir, dass sie gestohlene Hostien benutzen. Er selber habe solche in seiner Kirche, wo er Messdiener gewesen war, gestohlen. Er wusste daher, wo sich die

Schlüssel befanden. Er habe die Hostien direkt dem Tabernakel entnommen. In letzter Zeit sei das aber komplizierter geworden. Da habe er sich jeweils bei einer heiligen Messe der Reihe der Kommunizierenden angeschlossen und habe die Hostie in die Tasche gesteckt.

Die schwarze Messe werde von einem ehemaligen Mönch zelebriert, wobei er für diesen Anlass ein rotes Gewand trägt. Sie spucken alle auf die Hostie und verbrennen sie. Sie benutzen auch Gebeine von Toten und rufen dann Verwünschungen über ihre Feinde herab. Er selber habe solche gegen seine eigenen Angehörigen ausgestoßen. Nach seiner Aussage haben solche Verfluchungen stets die gewünschte Wirkung erzielt.

Nach diesem Vorgespräch beginne ich mit dem Exorzismus. Beim Anhören der Allerheiligenlitanei bäumt sich der Jüngling auf, schlägt aus, brüllt und wird gefährlich. Er ruft Abu Katabu an. Ich nehme die Präsenz von Dämonen wahr und besprenge den Patienten mit Weihwasser. Er schreit auf und ruft wiederum seine Götter an: Abu Katabu, Zei und andere. Wegen der Schmerzen an den Hoden fängt er zu heulen an. Er ergeht sich in Beschimpfungen gegen seine Großmutter und seine Mutter, die beim Exorzismus anwesend ist. Sie sagt zu ihrem Sohn, dass die Großmutter und die Tante ihn immer geliebt haben. Darauf erwidert er, dass er Liebe nicht von der Großmutter noch von der Tante wollte, sondern von der Mutter.

Nun sehe ich ein, dass im Verhalten des Patienten eine starke psychologische Komponente zu berücksichtigen ist, die dazu geführt hat, dass er aus Liebesentzug auf diese Weise reagierte. Infolge der Verwünschungen musste sich die Großmutter wegen eines Tumors an der Brust einer Operation unterziehen, die Mutter wurde am Blinddarm operiert und der Vater hatte eine lebensbedrohende Verbrennung durch elektrischen Strom erlitten. Diese unheilvollen Ereignisse hat der Sohn selber seinen Verfluchungen zugeschrieben.

Dann auf einmal wird er blind, spricht in verschiedenen Sprachen und verspottet mich, indem er die Zeigefinger über den Kopf hält. Dann erbricht er, ein Zeichen, dass seine Befreiung beginnt. Er fühlt sich leichter, weint, bittet um Hilfe und macht sogar ein Kreuzzeichen.

Einer meiner Assistenten, ein Freund des Friedhofwächters, begab sich zum Friedhof und besichtigte dort den Ort, wo die Sekte ihren Kult durchführte, und machte fotografische Aufnahmen. Die vom jungen Mann erzählten Einzelheiten entsprechen der Wahrheit.

Wir kommen zum zweiten Exorzismus. Markerschütternde Schreie und unerträgliche Schmerzen im Unterleib. Der Jüngling ruft wieder seine Götter um Hilfe an. Während des ganzen Exorzismus fühlt er sich von Flammen um-

zingelt, die ihn brennen. Er schreit aus voller Kehle und bittet, dass man ihm Wasser über Brust und Schultern schüttet. Doch das Weihwasser verstärkt die Schmerzen. Dann beginnt er auszupacken, um all dem, was ihn belastet, Luft zu machen. Er ist voller Schuldgefühle und hat Gewissensbisse. Einmal mehr stelle ich fest, dass all seinen Qualen eine starke psychologische Komponente zugrunde liegt. Er sagt auch, dass es seine Freundin gewesen war, die ihm bei der sexuellen Vergewaltigung einen Fußtritt in den Unterleib versetzt hat. Dieses Mädchen, das nach dem satanischen Ritual ins Spital eingeliefert werden musste, befindet sich immer noch im Koma.

Wiederum erbricht der Jüngling. Damit er noch mehr erbricht, gebe ich ihm Weihwasser zu trinken. Er beruhigt sich, kommt wieder zu vollem Bewusstsein. Er bittet, dass man ihn rette. Er will den Vater, die Mutter, die Großmutter und seinen Bruder sehen. Die Szene ist ergreifend. Er bittet alle um Verzeihung; mit Tränen in den Augen umarmt er sie. Auch mich umarmt er. Und er ruft den Namen des Herrn an und betet mit uns.

Er fürchtet immer noch, von der Sekte getötet zu werden, da er von dieser zum Opfer ausersehen war. Der junge Mann braucht nun eine besondere Pflege und ganz besondere Schutzmaßnahmen."[7]

IV. FORMEN UND METHODEN DES BÖSEN

Die Frage, in welcher Form und mit welchen Mitteln das Böse den Menschen befallen kann, beantwortete Amorth mit einer von verschiedenen Autoren und seinen eigenen Überlegungen angeregten schematischen Darstellung der Behexung, die auch als Leitfaden seiner Tätigkeit verstanden werden kann.

1. Formen der Behexung

„Die ‚Behexung' ist ein Übel, das durch die Tätigkeit des Teufels herbeigeführt wird.

In Bezug auf das Ziel und den Zweck gibt es verschiedene Modalitäten, die folgendermaßen näher bezeichnet werden:

– ‚Liebes'-Behexung, die darauf abzielt, eine Liebesbeziehung zu einer Person zu fördern oder zu zerstören.

– Vergiftende Behexung, die darauf abzielt, ein körperliches, psychisches, wirtschaftliches oder familiäres Übel herbeizuführen.

[7] Ebd., S. 97–101.

– Bindungs-Behexung, die zum Ziel hat, Unternehmungen, Bewegungen oder Beziehungen zu behindern oder zu vereiteln.
– Übertragungs-Behexung, die darauf abzielt, auf jemanden die Qualen, die man einer Puppe oder dem Foto der zutreffenden Person symbolhaft bereitet hat, zu übertragen.
– ‚Verwesungs'-Behexung, die zum Ziele hat, eine tödliche Krankheit hervorzurufen, indem man einen verweslichen Stoff verfaulen lässt.
– ‚Besessenheits'-Behexung, die darauf abzielt, eine teuflische Präsenz in das Opfer einzuführen und dieses in den Zustand einer eigentlichen Besessenheit zu stürzen."[8]

2. Art und Weise der Behexung

„In Bezug auf die Art und Weise kann die Behexung bezeichnet werden als
– *‚Direkte'*, wenn es einen Kontakt gibt zwischen dem Opfer und dem Gegenstand als dem Träger des Bösen, z.B. wenn man dem Opfer etwas Verhextes zu essen oder zu trinken gibt.
– ‚Indirekte', wenn sie durch die Behexung eines Gegenstandes, der das Opfer repräsentiert, vorgenommen wird."[9]

3. Vorgangsweise bei der Behexung

„– Durch Einschlagen und Quälen mit Nadeln, Nägeln, Hammer, Stichen, Feuer, Eis.
– Durch Fesselung oder Bindung mit Schnüren, Knoten, Riemen, Bändern, Gürteln, Reifen.
– Durch Verwesung, wenn man den Gegenstand oder das Tier-Symbol, nachdem man es zerbrochen hat, begräbt.
– Durch Verfluchung, direkt ausgesprochen über die Person, über eine Fotografie der Person oder ein Symbol von ihr.
– Durch ein satanisches Ritual wie zum Beispiel der Satanskult oder eine schwarze Messe, die mit der Absicht, jemanden zu schädigen, zelebriert wird."[10]

[8] Ebd., S. 112.
[9] Ebd., S. 113.
[10] Ebd.

4. Verwendete Mittel

„– Bei Verwünschungen: Puppen oder mit Nadeln, Gebeinen von Toten und Blut vermischtes Fleisch, Kröten, Hühnchen.
– Mit behexten Objekten, z.B. Geschenke, Pflanzen, Kopfkissen, Puppen, Bänder, Talismane.
– Mit dem Blick (‚böser Blick'), Kontakt mit der Hand, Umarmung.
– Per Telefon: sei es ohne Worte, sei es durch den Atem oder auf andere Weise."[11]

5. Die für die Befreiung erforderliche Zeit

Die Zeit, die für die Befreiung durch Exorzismen erforderlich ist, dauert heute länger als in der Vergangenheit.

„Meiner Meinung nach trifft dies zu, weil der Glaube weniger stark ist, auch auf Seiten der Exorzisten. Er ist auch weniger stark bei den Personen, die sich exorzieren lassen, und auch bei deren Angehörigen.

Denken Sie an jene Stelle im Evangelium (Mt 17,14-21), wo berichtet wird, dass es den neun Aposteln nicht gelang, einen „fallsüchtigen" Knaben zu befreien, obwohl sie – wie sie zu ihrer Verteidigung sagten – im Namen Christi handelten. Da fragten sie Jesus: ‚Warum konnten wir den Dämon nicht austreiben?' Und Jesus gab ihnen zur Antwort: ‚Wegen eures Kleinglaubens'...

Die Dauer der Befreiung hängt auch ab von der kurzen oder längeren Zeit der Verwurzelung des Dämonischen...[12]

6. Das Amt des Exorzisten

Was das Amt des Exorzisten betrifft, so ist dieses nach Amorth schwierig und wird verkannt, selbst in der eigenen Gemeinschaft und bei vielen Vertretern der Kirche.

„Was mich betrifft, so liebt man mich so sehr, dass man mich schon dreiundzwanzig Mal vom Ort, wo ich Exorzismen vornehme, vertrieben hat ... Man vertreibt mich, man hat mich immer wieder von meiner Arbeitsstätte vertrieben! Denn die Leute wollen das Geschrei nicht hören. Man hat mich hier in Rom von allen Orten, wo ich arbeitete, weggejagt...
Man gewöhnt sich daran..."[13]

[11] Ebd.
[12] Ebd., S. 117.
[13] Ebd., S. 168.

„Ich habe viele Exorzismen vollzogen und mache immer noch viele. Sie haben meinen Terminkalender gesehen ... Jetzt sind es etwas weniger, weil ich alt werde. Aber nicht allzu sehr. Tatsächlich verbringe ich meine Tage mit der Durchführung von Exorzismen, morgens und nachmittags, und zwar jeden Tag, sogar an Weihnachten und Ostern. Immer. Mit Ausnahme der Zeit, die den Predigten oder meinen Fernsehsendungen gewidmet ist – Tätigkeiten also, die mit meinem Amt in Zusammenhang stehen.

Ich habe, grob berechnet, mehr als siebzigtausend Exorzismen durchgeführt. Selbstverständlich habe ich nicht siebzigtausend Personen exorziert. Die Zahl der exorzierten Personen kann ich nicht berechnen. Ich kann nur die Sitzungen zählen. Es sind heute ungefähr achtzehn täglich, früher waren es mehr. Der Vormittag ist für die schwereren Fälle bestimmt; ich behandle also nicht mehr als fünf Personen; wer sich ohne Verabredung vorstellt, hat keine Chance, empfangen zu werden. Ich würde sonst verrückt."[14]

V. DIE INTERNATIONALE VEREINIGUNG DER EXORZISTEN (AIE)

Bei seiner Arbeit als Exorzist von Rom machte sich Gabriele Amorth auch daran, die Exorzisten Italiens in einen Verein einzubinden, um so die Begegnung zu fördern, die verschiedenen Erfahrungen und Vorstellungen abzustimmen, Richtlinien einer einheitlichen Leitung zu erarbeiten, Übereinstimmung in der Ausführung des Berufes zu erreichen und schließlich eine konkretere und wirksamere Hilfestellung für all jene zu gewährleisten, die bei ihrer Tätigkeit einer solchen bedürfen.

So gründete er am 4. September 1991 die *Italienische Vereinigung der Exorzisten*, um den Priestern die Möglichkeit zu bieten, den Gläubigen, die sich in Besessenheitsfragen an sie wenden, konkreter helfen zu können.

1993 nahm er mit anderen italienischen Exorzisten an einer internationalen Tagung über Exorzismus teil, die von dem französischen Exorzisten René Chenessau und dem Theologen René Laurentin organisiert wurde. Vom 27. Juni bis 1. Juli 1994 fand dann im Haus „Divino Amore" in Ariccia bei Rom eine weitere Tagung statt, an der 81 Exorzisten aus verschiedenen Ländern teilnahmen. Amorth wurde einstimmig zum Präsidenten der Internationalen Vereinigung der Exorzisten (AIE) gewählt. In dieser Funktion entfaltete er weitreichende Aktivitäten, berief Tagungen ein, verfasste Rundschreiben und förderte die Ausbildung und die Verbindungen unter den Mitgliedern. Er führte den

[14] Ebd., S. 169.

Vorsitz bis zum Jahre 2000 und war dann Ehrenvorsitzender bis zu seinem Tod. Am 23. Juni 2014 anerkannte schließlich der Heilige Stuhl durch die Kongregation für den Klerus mit Zustimmung von Papst Franziskus die Internationale Vereinigung der Exorzisten als Rechtspersönlichkeit.[15]

VI. SCHLUSSBEMERKUNG

Der hier vorgelegte Nachruf auf den weltbekannten Exorzisten GABRIELE AMORTH bot gleichzeitig die Gelegenheit, anhand seiner Aussagen und seiner Veröffentlichungen einen Einblick in die Arbeit eines Exorzisten schlechthin und in die Vielfalt der zu betreuenden Fälle zu geben. Daraus wird deutlich, dass der Exorzismus bei der Behandlung von Ratsuchenden in Sonderfällen nur durch einen bewährten Exorzisten die notwendige Hilfe leisten kann.

Zusammenfassung

RESCH, ANDREAS: **Gabriele Amorth (1925–2016).** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 66 (2017) 1, 51–76

Gabriele Amorth, der bekannteste Exorzist der letzten Jahrzehnte, wird hier in einem ausführlichen Nachruf gewürdigt. Neben einer kurzen Biographie werden seine Aussagen zur Aufgabe des Exorzisten und seine eigenen Erfahrungen beschrieben. Aus diesen persönlichen Erfahrungen werden einige besondere Fälle eingehend dargelegt. Abschließend wird noch auf Formen und Methoden des Bösen und die Internationale Vereinigung der Exorzisten eingegangen.

Alberione, Giacomo
Amantini, Candido
Amorth, Gabriele
Besessenheit
Exorzismus

Summary

RESCH, ANDREAS: **Gabriele Amorth (1925–2016).** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 66 (2017) 1, 51–76

In a detailed obituary the late Gabriele Amorth, the best-known exorcist of the last few decades, is paid tribute to. Besides a short biography his opinions on an exorcist's responsibility as well as his personal experiences are elaborated in the context of some special cases. Finally, forms and methods of the evil and the International Association of Exorcists are described.

Alberione, Giacomo
Amantini, Candido
Amorth, Gabriele
exorcism
possession

Prof. Dr. Dr. P. Andreas Resch, Institut für Grenzgebiete der Wissenschaft (IGW), Maximilianstraße 8, A-6020 Innsbruck
info@igw-resch-verlag.at

[15] RESCH, ANDREAS: Die Exorzisten. *Grenzgebiete der Wissenschaft* (GW) 64 (2015) 1, 67–79.

Grenzgebiete der Wissenschaft 66 (2017) 1, 77–80

AUS WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG

Die Suche nach außerirdischem Leben geht weiter

Von einem internationalen Forscherteam wurden in ca. 40 Lichtjahren Entfernung von der Erde sieben erdähnliche Planeten entdeckt, welche die Hoffnung auf außerirdisches Leben neu befeuern. Der Zwergstern *Trappist-1*, der nicht viel größer als Jupiter ist, aber auf das 80-Fache der Masse des Gas-Riesen kommt, sowie drei der Planeten waren bereits Ende 2015 mit Hilfe des von Belgien betriebenen und im Hochgebirge Chiles stehenden Teleskops TRAPPIST ausgemacht worden. Durch Zuschaltung des Weltraum-Teleskops Spitzer der US-Raumfahrtbehörde NASA fand man dann später im gleichen System noch vier weitere Planeten.

Die Vorbedingung für Leben seien Wasser und „die richtigen Moleküle", so *Franck Selsis* von der Universität Bordeaux. Nähere Untersuchungen in diese Richtung sind mit dem Weltraum-Teleskop James Webb der NASA ab 2018 geplant.

Nach den bisher vorliegenden Daten gehen die Forscher davon aus, dass die sieben Exoplaneten teilweise auch aus Felsen und anderen festen Materialien bestehen, wobei die Lichteinstrahlung wesentlich geringer eingeschätzt wird als auf der der Sonne zugewandten Erde und fast mit einem Sonnenuntergang gleichzusetzen sei, so die Vermutung.

Bei Trappist-1, um den die sieben Planeten kreisen, handelt es sich um eine kleine und ziemlich kühle Sonne, die lediglich ungefähr ein Tausendstel der Helligkeit unserer Sonne liefert. Das ohnehin trübe Rotlicht verdunkelt sich in regelmäßigen Abständen, woraus die Wissenschaftler schlossen, dass Trappist-1 von Planeten umrundet und daher ein Teil seiner Oberfläche aus Sicht der Erde immer wieder verdeckt wird. Genauere Analysen lieferten schließlich die ersten eindeutigen Hinweise auf die Existenz mindestens dreier solcher Planeten. Aus dem Grad der Verdunkelung ließ sich in der Folge die Größe der Planeten um Trappist-1 errechnen. Es stellte sich heraus, dass fünf von ihnen die Dimensionen unserer Erde erreichen, während die beiden anderen deutlich kleiner sind. Alle jedoch bewegen sich mit hohem Tempo und in geringem Abstand um den Zwergstern. So benötigt der äußerste Planet für eine Umrundung 20 Tage, während der innere die Reise in nur eineinhalb Tagen schafft. Was die Temperatur anbelangt, dürfte es Schätzungen zufolge auf den drei inneren Planeten einige hundert Grad Celsius heiß werden, während auf den drei nächsten Planeten Temperaturen zwischen dem Gefrier- und Siedepunkt herrschen könnten, was die Chancen auf Wasser und damit auf Leben erhöht.

Das Weltraumteleskop „Hubble", das geplanten Riesenteleskop ELT der europäischen Südsternwarte in Chile sowie das europäische Weltraum-Teleskop Plato könnten ab 2024 in der Atmosphäre definitiv nach Spuren suchen, mit denen sich Leben verrät. Sauerstoff wäre ein Indiz und Methan typisch für Mikroorganismen.

Extreme Supernova nicht bestätigt

Bei der 2015 von Astronomen erspähten und Mitte Januar 2016 im Wissenschaftsmagazin *Science* kolportierten hellsten Sternexplosion aller Zeiten (vgl. GW 2016/1, S. 87) handelte es sich offensichtlich nicht um eine Explosion, wie Forscher jüngst entdeckten. Das Ereignis erhielt damals die Katalognummer ASASSN-15lh und wurde als extreme Supernova eingestuft, die 20-mal heller leuchtete als alle Sterne in der Milchstraße. Aus der genauen Nachbeobachtung einer sog. Trümmerwolke schlossen die Forscher jetzt jedoch, dass es stattdessen wohl um ein gigantisches Schwarzes Loch ging, dem ein Stern niedriger Masse zu nahe kam und dadurch in Stücke gerissen wurde.

Wie ein internationales Team um *Giorgos Leloudas* vom israelischen Weizmann-Institut und dem Dark Cosmology Centre in Dänemark im Fachblatt *Nature Astronomy* berichtet, passte auch die weitere Entwicklung des Phänomens nicht zu einer Supernova. So wurde besagte Trümmerwolke immer heißer statt kühler und flackerte im ultravioletten Spektralbereich plötzlich wieder auf, was die Astronomen an ein sog. *Tidal Disruption Event* erinnerte, das bislang nur etwa zehnmal beobachtet wurde. Dabei wird ein Stern, der sich einem besonders massereichen Schwarzen Loch nähert, von den Gezeitenkräften bis zum Zerreißen in die Länge gezogen, also gewissermaßen „spaghettisiert". Daraufhin sammelt sich ein Teil der Sternmaterie in einer Scheibe um das Schwarze Loch, das selbst unsichtbar bleibt. Die Materie in seinem Umfeld wird jedoch so heiß, dass sie hell zu leuchten beginnt.

Wie Leloudas einschränkend hervorhob, lasse sich allerdings auch dieses Szenario aus den Beobachtungsdaten nicht eindeutig belegen, sei aber mit Abstand die wahrscheinlichste Erklärung für den extremen Helligkeitsausbruch.

Leben nach dem Tod einmal anders

Während für gläubige Menschen die Antwort auf die Frage „Gibt es ein Leben nach dem Tod?" ziemlich klar ist, wird diese Frage von Naturwissenschaftlern in der Regel verneint. Ein ehemaliger deutscher Mediziner und mittlerweile Kryonik-Anhänger allerdings hat angekündigt, der Sache demnächst auf den Grund gehen zu wollen, wenngleich auf seine Art und Weise. Wenn er von Tod und Auferstehung spricht, hat dies wenig bis gar nichts mit Religion zu tun. Er denkt vielmehr daran, sich nach seinem Ableben tiefkühlen und in einigen hundert Jahren, wenn heute noch tödliche Krankheiten vielleicht heilbar sein werden, wieder auftauen zu lassen.

Bei der Methode der *Kryonik* werden Organismen oder einzelne Organe in flüssigem Stickstoff eingefroren, um sie später „wiederzubeleben". Möglichkeiten dazu gibt es bislang nur in Russland und in den USA.

Dem einstigen Mediziner bzw. Gerontologen ist bewusst, dass sich ein Mensch kaum ohne Schäden einfrieren lassen

dürfte. Da er aber die Konservierung kompletter menschlicher Organe prinzipiell für möglich hält, möchte er vorerst an einem Schweineherzen „üben" und dieses auf minus 130 Grad tiefkühlen, um es dann wiederzubeleben. Da er die Endlichkeit des Seins laut eigener Aussage religiös nicht bewältigen konnte, sieht er seine Zuflucht offenbar in der Kryonik. So bezahlte der Forscher dem Cryonics Institute in USA angeblich bereits 28.000 Dollar, damit er dort nach seinem Tod bis zu seiner „Auferstehung" bei minus 196 Grad kopfüber hängend im ewigen Eis aufbewahrt werde. Ein Vertreter vom Verband Deutscher Präparatoren bezeichnet die Idee als reines „Hirngespinst". Die Flüssigkeit in den Körperzellen würde sich beim Herunterkühlen ausdehnen und die Zellen zum Platzen bringen. Und selbst wenn man Menschen ohne größere Schäden einfrieren könnte, würde beim Auftauen der ganz normale Verwesungsprozess weitergeführt. Seine Meinung: Es sei gut, dass der Mensch stirbt, denn einmal müsse auch Schluss sein!

Schriftquellen zu magischen Ritualen im alten Ägypten

Unterhalb des im 13. Jahrhundert v. Chr. errichteten Totentempels Ramses' II. stießen die Ägyptologen *James Quibell* und *William M. Flinders Petrie* 1895 auf einen Grabschacht aus einer früheren Epoche (18. Jh. v. Chr.), der neben sonstigen Beigaben auch einige stark zerfallene Handschriften enthielt, von denen die meisten heute im British Museum in London und einige auch im Ägyptischen Museum in Berlin aufbewahrt werden.
Die nach ihrem Fundort so benannten *Ramesseum-Papyri* wurden aufgrund ihres schlechten Zustands kaum untersucht. Nach aktuellem Forschungsstand handelt es sich dabei größtenteils um magische Texte wie Liebes- oder Abwehrzauber. Im Kontext der sonstigen Funde lassen die Schriften vermuten, dass der Bestattete als Magier gearbeitet hat. Seine Bibliothek und verschiedene Zauberutensilien sollten diesen Status im Jenseits dokumentieren. Die meisten dieser Objekte befinden sich heute in Manchester, Cambridge, London und Philadelphia. Ein besonders aufschlussreiches Stück betrifft beispielsweise eine hölzerne nackte Frauengestalt mit Löwenkopf und Schlangen in den Händen, die vermutlich als Werkzeug bei magischen Ritualen, speziell Schutzritualen, diente. Außerdem befanden sich im Grab vier aus dem Zahn eines Nilpferds geschnitzte „Zaubermesser", die mit Ritzzeichnungen von katzen- und krötenartigen Tieren sowie fantastischen Wesen versehen waren, darunter ein Panther mit Schlangenhals und ein Gepard mit Flügeln und einem Menschenkopf auf dem Rücken. Es wird angenommen, dass der Zweck der Zaubermesser war, Mütter und Neugeborene vor Unheil zu bewahren. Ihre Abnutzung zeugt von intensivem Gebrauch. Weitere magische Fundstücke waren mit Messern bewaffnete Schutzgottheiten, ein Elfenbeinstab mit Löwendarstellungen, eine Klapper (Musikinstrument) und eine bronzene Kobra, die in Resten einer Haarmasse vorgefunden wurde. Sie sollte möglicherweise die Perücke des Herrschers imitieren. Bekanntlich trug der Pharao als Diadem eine Speikobra aus

Gold, welche die Abwehr von Feinden symbolisieren sollte.
Die aufgefundenen magischen Schriften, also die Ramesseum-Papyri, stellen eine absolute Rarität dar. *Kurt Sethe* (1869–1934), damals einer der führenden deutschen Ägyptologen, entdeckte in der Grabbibliothek den sog. „Dramatischen Ramesseumpapyrus", den er 1928 publizierte. Er enthält offenbar eine Ritualanweisung für den König und seine Priester. In einem anderen Papyrus werden Mythen zitiert, in denen von Gottheiten bei gewalttätigen Auseinandersetzungen die Rede ist. Im „Papyrus Ramesseum C verso" z.B. wird der gegnerische Part nicht als Mensch, sondern als regelrechter Dämon präsentiert.
All diese Funde weisen den Grabinhaber mit hoher Wahrscheinlichkeit als Spezialisten für magische Rituale aus, worauf auch die Zeichnung auf dem Deckel der weiß verputzten Holzkiste, welche die Papyrusrollen enthielt, schließen lassen: ein liegender Schakal, der die Hieroglyphe für „Heri-Seschta" verkörpert, das altägyptische Wort für einen Ritualisten.
Experten sind in der Lage, in den Ramesseum-Papyri verschiedene Handschriften zu unterscheiden und zeitlich einzuordnen. Demzufolge lagen zwischen der ältesten und der jüngsten Schriftrolle bis zu 100 Jahre. Der Verstorbene, über dessen Grabschacht Ramses II. seine Tempelanlage bauen ließ, scheint ein mächtiger Zauberer gewesen zu sein und auch die Rituale am Pharaonenhof gekannt zu haben. (Nach: Joachim Friedrich Quack: Das Grab des Magiers, *Spektrum der Wissenschaft* 10.16, 80–85).

Siehe hierzu auch den Beitrag zu „Ägypten" in unserer Rubrik *Paranormologikon*, S. 85–88.

Homöopathie in Russland verboten

Die Russische Akademie der Wissenschaften hat die *Homöopathie* offiziell als Pseudowissenschaft bezeichnet und zur Irrlehre erklärt. In dem entsprechenden Memorandum, das auf der Webseite der Kommission veröffentlicht wurde, heißt es, dass die Behandlung mit den Stoffen in kleinen Dosierungen, die bei der Homöopathie verwendet werden, nicht medizinisch begründbar sei. Die Prinzipien der Homöopathie und die theoretischen Erklärungen zu Mechanismen ihrer angeblichen Wirkung würden den bekannten chemischen, physischen und biologischen Gesetzen widersprechen. Außerdem wird darauf aufmerksam gemacht, dass Homöopathie auch nicht völlig ungefährlich sei, da Menschen Geld für ineffektive Präparate ausgeben und auf ernst zu nehmende Behandlungsmethoden verzichten würden. Für ihre Einschätzung stützten sich die Ausschussmitglieder auf eine Analyse wissenschaftlicher Publikationen, klinischer Studien und Berichte.
Die vom deutschen Arzt *Samuel Hahnemann* (1755–1843) begründete Lehre hat auch in Russland viele Anhänger, wurde aber erst in den 90er Jahren in den russischen Gesundheitsbetrieb aufgenommen. Früher machten angeblich häufig die Mächtigen, so auch Zar Nikolaus I., Gebrauch von den Globuli. Wenn es nicht geholfen hätte, hätte man sich nicht damit behandeln lassen!, lautet die Rechtfertigung der Homöopathie-Verfechter.

Grenzgebiete der Wissenschaft 66 (2017) 1, 81–84

DOKUMENTATION

BLUTENDE HOSTIE

Legnica (Liegnitz), Polen, 2016

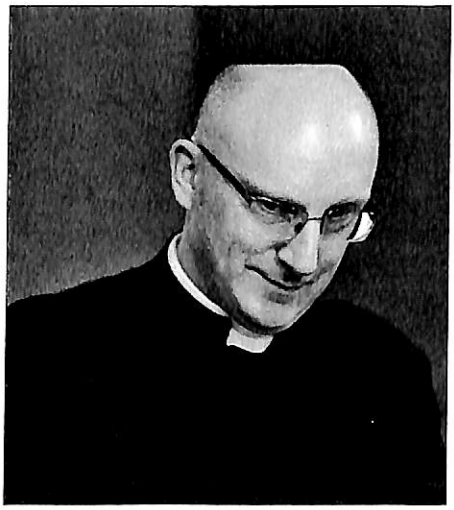


Abb. 1: Pfr. Andrzej Ziombra

Während der hl. Messe am 25. Dezember 2013 fiel *Andrzej Ziombra* (Abb. 1), dem Pfarrer der polnischen Pfarrei *Sw. Jacka* (St. Hyazinth) in Legnica (Abb. 2), eine konsekrierte Hostie auf den Boden. In einem solchen Fall ist diese – sollte sie der Priester nicht gleich konsumieren können – nach kirchlicher Vorschrift in ein mit Wasser gefülltes liturgisches Gefäß zu geben und es ist abzuwarten, bis sie sich ganz auflöst. Dann kann von einer Gestalt des Brotes nicht mehr die Rede sein und folglich auch nicht mehr vom Leib des Herrn. Pfarrer Ziombra entschied sich für diesen Vorgang. Als dann nach wenigen Tagen das Gefäß aus dem Tabernakel genommen und geöffnet wurde, hatte sich das Wasser rot verfärbt (Abb. 3). Der Inhalt des Gefäßes wurde auf ein Korporale ausgegossen. Nachdem die Flüssigkeit verdunstet war, kam ein Stück Gewebe zum Vorschein (Abb. 4). „Ein so klares Zeichen war für mich wirklich ein Schock", sagte Ziombra.

Abb. 2: Kirche St. Hyazinth

Abb. 3: Hostie verwandelt sich in ein Stück Gewebe

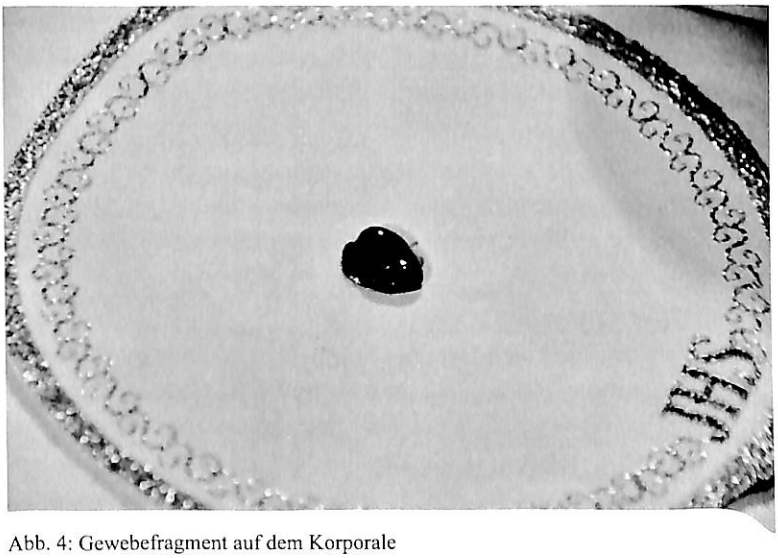


Abb. 4: Gewebefragment auf dem Korporale

Untersuchungskommission

Der damalige Ortsbischof, Msgr. *Stefan Cichy*, setzte eine Kommission ein, die das Phänomen untersuchen und überwachen sollte. *Barbara Engel*, Chef-

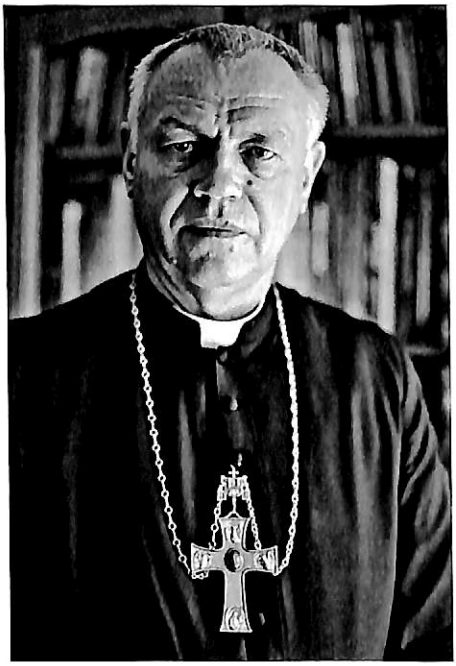


Abb. 5: Bischof Zbigniew Kiernikowski

ärztin der kardiologischen Abteilung der Liegnitzer Klinik und Sprecherin der Untersuchungskommission, bestätigte nach eingehenden Prüfungen durch Experten an den Medizinischen Universitäten von Breslau und Stettin, dass „im histopathologischen Bild festgestellt wurde, dass die Fragmente Stücke eines Muskels beinhalten, der dem Herzmuskel am ähnlichsten ist".

Die Untersuchungen ergaben zudem, dass das Gewebe menschlichen Ursprungs ist. Der Bischof von Liegnitz, Msgr. *Zbigniew Kiernikowski* (Abb. 5), legte den Fall daraufhin der Kongregation für die Glaubenslehre in Rom vor. Diese bestätigte das Phänomen als eucharistisches Wunder mit dem Vermerk, die zu Fleisch gewordene Hostie solle mit Hochachtung behandelt und würdevoll ausgestellt werden: „Wir verstehen dieses wundervolle Zeichen als Ausdruck des Wohlwollens und der Liebe Gottes, der so zu uns Menschen hinabsteigt." Hierauf verlieh Bischof Kiernikowski dem Phänomen mit einem Rundschreiben amtlichen Charakter. Im Folgenden der Brief in deutscher Übersetzung (Red.):

Zbigniew Kiernikowski
Bischof von Legnica

16. April 2016
ldz. 687/2016

MITTEILUNG

zum eucharistischen Phänomen in der Pfarre des hl. Jacek in Legnica

Schwestern und Brüder in Christus!

Als Bischof von Legnica mache ich diese Mitteilung zu einem Vorfall, der sich in der Gemeinde des hl. Jacek ereignete und das Merkmal eines eucharistischen Wunders trägt. An der Hostie, die am 25. Dezember 2013 bei der Spendung der heiligen Kommunion auf

den Boden fiel und dann in einen Behälter mit Wasser gelegt wurde, zeigten sich nach einiger Zeit rote Verfärbungen. Der damalige Bischof von Legnica, Bischof Stefan Cichy, ernannte eine Kommission, deren Aufgabe es war, das Phänomen zu beobachten. Im Februar 2014 wurde ein Fragment der Materie, das sich rot verfärbt hatte, abgeteilt und auf ein Korporale gelegt. Um die Art der Materie zu erklären, ordnete die Kommission die Entnahme von Proben und die Durchführung entsprechender Tests durch die verschiedenen zuständigen Behörden an.

Schließlich hieß es im Urteil der Abteilung für Gerichtsmedizin: „Im histopathologischen Bild wurden Gewebefragmente festgestellt, die Fragmente enthalten Stücke des quergestreiften Muskels (...). Das gesamte Bild (...) ist dem des Herzmuskels ähnlich" (...), mit Veränderungen, die ‚häufig die Agonie begleiten'." Genetische Untersuchungen wiesen auf die menschliche Herkunft des Gewebes hin.

Im Januar 2016 legte ich als Bischof die ganze Sache der Kongregation für die Glaubenslehre vor. Heute ersuche ich Pfarrer Andrzej Ziombra, gemäß den Empfehlungen des hl. Stuhls, einen geeigneten Platz für die Ausstellung der Reliquie vorzubereiten, damit ihr die Gläubigen die Ehre erweisen können. Ich bitte auch um eine systematische Katechese als unterstützende Maßnahme zur Formung des Bewusstsein der Gläubigen während der eucharistischen Anbetung. Die Ereignisse, welche den Charakter des Übernatürlichen haben, sollen in einem Buch aufgezeichnet werden.

Ich hoffe, dass dies alles dazu dienen wird, den Kult der Eucharistie zu vertiefen, und dass es auch Auswirkungen auf das Leben der Menschen hat, die sich der Reliquie nähern. Wir verstehen dieses wunderbare Zeichen als besonderen Ausdruck der Güte und Liebe Gottes, der sich so sehr zum Menschen gemacht hat.

Zbigniew Kiernikowski, Bischof von Liegnitz

In Übereinstimmung mit den Empfehlungen des Heiligen Stuhls beauftragte der Bischof am 17. April 2016 Pfarrer Ziombra, „einen angemessenen Ort für die Reliquie vorzubereiten, so dass sie von den Gläubigen verehrt werden könne." (Abb. 6)

Abb. 6: Blutreliquie

Grenzgebiete der Wissenschaft 66 (2017) 1, 85–88

PARANORMOLOGIKON

In der Rubrik **„Paranormologikon"** sollen regelmäßig Begriffe oder Personen aus dem Bereich der Paranormologie vorgestellt werden, um das Verständnis für das Außergewöhnliche zu wecken oder zu konsolidieren. Die Begriffe sind vornehmlich dem **Lexikon der Paranormologie** oder dem **Personenlexikon zur Paranormologie** (beide Resch Verlag, Innsbruck) entnommen und weisen häufig einen Bezug zu einem Beitrag im gerade vorliegenden Heft auf (s. *Schriftquellen zu magischen Ritualen im alten Ägypten, S. 79–80*).

Ägypten. Als Inbegriff der wohl ältesten Hochkultur der Menschheit ist Ägypten auch Symbol für alles Uralt-Geheimnisvolle. Die Einordnung dieser magischen Begebenheiten kann jedoch nur anhand eines kurzen Zeitrasters erfolgen. Die wissenschaftliche Erschließung der Geschichte Ägyptens hat eigentlich erst die Entzifferung der Hieroglyphen durch den Franzosen *François Champollion* 1822 ermöglicht.
Im Mittelpunkt des politischen Interesses des Alten Ägypten steht die Reichseinigung der einzelnen Dynastien:

Thinitenzeit (um 3000–2740: 1.–2. Dynastie); *Altes Reich* (um 2740–2180: 3.–6. Dynastie): Hauptstadt: Memphis, Nekropolen Sakkara und Gizeh mit den bekanntesten Pyramiden; *1. Zwischenzeit* (um 2180–1990: 7.–10. Dynastie); *Mittleres Reich* (um 2081–1759: 11.–12. Dynastie); *2. Zwischenzeit* (um 1759–1539: 13.–17. Dynastie): Fremdherrschaft der Hyksos; *Neues Reich* (um 1539–1069: 18.–20. Dynastie): Hauptstadt: Theben, Nekropolen: z. B. das Tal der Könige). Es regieren u. a. die bekannten Pharaonen Thutmosis III. (Palästinafeldzug), Amenophis III., Amenophis IV. (Echnaton), Sethos I. und Ramses II. (Großarchitektur in Karnak, neue Reichshauptstadt: Piramesse im Ostdelta); *3. Zwischenzeit* (um 1069–720: 21.–23. Dynastie): Hauptstädte zunächst Tanis und Bubastis, Theben als Zentrum eines Gottesstaates: u. a. mit den Pharaonen Siamun, Schoschenk I., Taharka; *Spätzeit* (um 727–330: 24.–31. Dynastie) u. a. mit den Pharaonen Necho II. und Apries (Hofra). Es folgen die Ptolomäer (Gründung der Stadt > Alexandrien) und die römischen Imperatoren (Ä. als Kornkammer, Festung Babylon, Alt-Kairo). Anschließend kommen die Byzantiner, nach der islamischen Eroberung (640 n. Chr.) die Omajjaden und Abbasiden (640–935), die Fatimiden und Ajjubiden (935–1250), die Mamluken und Osmanen (1250–1798), die Franzosen (1798–1801), der Vize-König (Khedive) Mohammed Ali und dessen Nachfolger, sodann die Engländer (1805–1952) und schließlich die heutige Arabische Republik.

Kosmogonie
Die ägyptische Vorstellung von der Erschaffung der Welt fußt auf mehreren Mythen, die einander aber nicht ausschließen. Nach einigen Beschreibungen ist die Welt aus dem Urwasser, dem > Nun, entstanden. Die entscheidendsten Taten des Schöpfers sind jedoch Trennung, das Setzen einer Ordnung in Natur und Leben sowie die Überwindung des Todes durch die Auferstehung (Osiris). Ein mehrmals in Wort und Bild überlieferter Mythos lehrt, dass der Pharao vom Geistgott Amun gezeugt und von einer Jungfrau geboren wurde. Dies macht die gottmenschliche Doppelnatur des Pharao evident: er ist zwar sterblich, erfährt aber den Willen der Götter, den er auf Erden zu verwirklichen hat.

Religion
Die ägyptische Religion ist eine polytheistische Nationalreligion, die auch die Verehrung anderer Götter ermöglicht, da es niemals zu einem festgefügten System religiöser Anschauungen kam. Trotz aller Vielfalt bietet sich eine Gliederung in Götter und Fortleben (Mensch) an.
Unter den Göttern seien hier nur jene genannt, die unter dem einen oder anderen Namen im ganzen Land verehrt wurden. Auf die unendliche Zahl von Geistern und Dämonen, die beinahe alles belebten, mit dem der Mensch in Verbindung kam, kann nur verwiesen werden. Eine besondere Stellung nahm auch der Tierkult (> Zoolatrie) ein, der in Ägypten dermaßen entwickelt war, dass er fast als Charakteristikum der ägyptischen Religion gelten kann.
Zu den allerorts verehrten Göttern gehören: > Amun (Ammon), > Atum, > Re, > Hathor, > Osiris, > Isis, > Horus und > Ptah. Jeder Gott hat seine eigene Geschichte und jedem ist ein Lebensbereich zugeordnet, so z. B. Osiris: Totengericht und Auferstehung; Ptah: Materie und Handwerk; Hathor: Liebe, Rausch und auch Totenreich.
Um 1365 ersann König Echnaton (Amenophis IV.) einen echten Monotheismus mit > Aton als Gott, der in der Sonnenscheibe verkörpert war. Die anderen Götter wurden verfolgt. Aton war ein guter Gott, und so fehlte eine Deutung des Bösen und des Todes. Mit dem Tod Echnatons erlosch jedoch diese Vorstellung. Um 1200 kam es dann sogar zu einer Systematisierung von drei Göttern als Trinität: Amun (verborgen), Re (der sichtbare Amun), Ptah (der Leib von Amun).

Tempel
Der Tempel ist Kultstätte und Abbild des Kosmos. In ihm wird der jeweilige Gott, dem der Tempel geweiht ist, von Priestern bedient, die seit etwa 2000 einen eigenen Stand bilden. Die Gottheit wird mit Nahrung und Kleidung versorgt und in Prozessionen unter das Volk geführt, das nur den vorderen Teil des Tempels betreten darf.

Pyramiden
Das nach außen hin eindrucksvollste und bis heute mit vielen Rätseln behaftete Kulturwerk Ägyptens sind zweifellos die Königspyramiden. Architektonisch ist die > Pyramide das Ergebnis einer Entwicklung, an deren Anfang bis zur III. Dynastie die *Mastaba*, das viereckige Grab, stand. Durch den pyramidenförmigen Grabbau sollte der Körper des Königs besser geschützt werden und das Grab sich von den übrigen abheben. Über die Errichtung der Königsgräber im Alten Reich, die fugenüberschreitenden Strukturen und die astronomischen Berechnungen gehen die Meinungen allerdings noch immer auseinander.

Jenseitsglaube
Eine eigene Stellung in der Religion der Ägypter hat der > Jenseitsglaube, der in seiner besonderen Bedeutung in den Gräbern der Alten Ägypter und in den als > Ägyptisches Totenbuch bezeichneten Manuskripten mit Texten aus einem Repertoire von etwa 175 Einzel-„Sprüchen", von den Ägyptern als „Sprüche vom Herausgehen am Tage" bezeichnet, zum Ausdruck kommt. Der Korpus stammt von den Sargtexten des mittleren Reiches und erscheint erstmals auf Särgen und Leichentüchern der königlichen Familien der 17. Dynastie. Unter der Bezeichnung „Buch vom Durchwandeln der Ewigkeit" wurden Totentextsammlungen der späten Ptolomäer- und frühen Römischen Herrschaft in die Totenliteratur aufgenommen, um den Verstorbenen einen sicheren Übergang in das Nachleben zu garantieren. Zu diesen Texten gehören auch die vorwiegend an den Innenwänden der Särge und Grabkammern angebrachten „Sargtexte" sowie das „Zweiwegebuch", die Karte und die Begleittexte, zumeist am Boden, zum Passieren der Widerstände gegen das Ewige Leben.

Dieser starke Glaube an das Fortleben der > Seele, die als aus drei Aspekten, nämlich > Ka, > Ba und > Ach, bestehend verstanden wurde, hat sich erst im Laufe der Zeit entfaltet. So war im Alten Reich das Ewige Leben ausnahmslos ein Vorrecht der Könige, während der normale Mensch in einer Art unterirdischer Jenseitswelt der Ahnen auf eine „Fortdauer über den Tod" hinaus in der Natur hoffen durfte. Dies kam auch in den Grabformen von > Pyramide (Könige) und Mastaba (viereckiger Grabbau für die Bürger) sowie dem Bemühen zum Ausdruck, sich in unmittelbarer Nähe der königlichen Pyramiden begraben zu lassen, um Anteil am Ewigen zu haben.

Erst durch das Auftreten der > Osiris-Religion wurde das Unsterblichkeitsmonopol der Könige gebrochen und allen Ägyptern ein Ewiges Leben zuteil. Der Totengott > Osiris war nicht mehr ortsgebunden und so begannen ab der 5. Dynastie die Beamten sich am Ort ihrer Arbeit begraben zu lassen, da für die Fortdauer im Jenseits die Fürsprache des verklärten Königs nicht mehr notwendig war. Jedem wurde vielmehr überall im Lande seine eigene Rechtfertigung der im Leben vollbrachten Taten und Gesinnungen vor dem > Totengericht beim Gang der Seele vom Grab zur Schwelle des > Amenti ermöglicht. Werden die Aussagen als echt beurteilt, öffnet ihr Osiris den Eingang in sein Paradies, wenn nicht, stürzt sich die „Verschlingerin", ein Monster, auf den Verstorbenen, um ihn zu vernichten.

Geister

Die Vorstellung, dass der > Ka oder das Doppel eines Menschen nach dem Tod umherstreife, entfachte den Glauben der Ägypter an > Geister und ihr Bemühen, diese durch Grabbeigaben in Form von Speisen an das Grab zu binden.

Magie

Wie alle anderen Systeme kann auch die > Magie in Ägypten in zwei Formen gegliedert werden: jene für die Lebenden und jene für die Verstorbenen. Ihre Anfänge liegen in neolithischer Zeit. Wenngleich sich im Laufe der Jahrhunderte die Praktiken änderten, blieb die Grundbedeutung der magischen Wirkung dieselbe. So verband man magische Kräfte mit > Amuletten, Figuren, Bildern, Formeln, Namen, Riten und okkulten Praktiken. Die konkreten Anwendungen waren zahllos: > Bannen von Sturm, Schutz vor wilden Tieren, Schlangen, Krankheit, Wunden und vor den Geistern der Toten. Neben den Amuletten nehmen vor allem die > Zaubersprüche breiten Raum ein, wie sie im *Papyrus Ebers* und im *Harris-Papyrus* zu finden sind. Bei der Anwendung solcher Zaubersprüche wurden auch Gegenstände wie Wachsfiguren und andere als Symbole für Personen oder Tiere und sonstige Zielobjekte verwendet, denen man Glück oder Schaden zufügte. An der ersten Stelle aller magischen Handlungen stand jedoch der Ritus der > Einbalsamierung, wo jeder Griff mit bestimmten Sprüchen ausgeführt wurde, um die Konservierungsdauer zu erhöhen.

Alchemie

Ägypten ist auch die Geburtsstätte der > Alchemie. Sie entstand etwa im 1. Jh. n. Chr., als Ägypten unter dem Einfluss des Hellenismus stand, und endete ca. im 7. Jh. Zentren waren vor allem die Tempel, denn nur bei der hellenistisch gebildeten Priesterschaft waren alle für die Entstehung der A. notwendigen Voraussetzungen gegeben. Dabei weist die A. einen chemisch-technischen und einen spirituellen Aspekt auf, die beide miteinander verwoben sind. Zeugen dieses Tempelhandwerks sind der *Papyrus Leiden* und der *Papyrus Stockholm*, die um 1828 in einem Gräberfeld bei Theben in Oberägypten gefunden wurden. Beide sind griechisch geschrieben und datieren anscheinend aus dem Übergang zwischen 3. und 4. Jh. n. Chr. Sie befassen sich mit der Herstellung von Ersatzstoffen für natürliche

Perlen und stammen wahrscheinlich nicht von Alchemisten, waren jedoch Wegbereiter der Alchemie.

Astrologie

Das frühere Ägypten kannte wohl eine Astronomie zur Bestimmung der Sterne und der Tage. Es gab 36 katalogisierte Sterne, von denen jeder einer Periode von zehn Tagen vorstand, was zusammen ein Jahr von 360 Tagen ergab.

Die Astronomie spielte auch eine Rolle bei der Ausrichtung der Tempel und Pyramiden.

Die > Astrologie und die Vorhersage der Zukunft nach der Position der Sterne am Tage der Geburt findet sich erst in der griechischen und römischen Zeit. Wohl aber kannte man nach Papyri aus dem Neuen Reich eine Art > Horoskop in Form eines Kalenders der Glücks- und Unglückstage. Die Stunden, Tage und Monate waren jeweils dem Schutz einer Gottheit unterstellt.

Traum

Eine weitere Besonderheit der Ägypter war ihr Umgang mit Träumen. Für jeden Ägypter gab es Träume in der Nacht und bei Tage, was wohl darauf verweist, dass mit > Traum auch die > Vision verbunden wurde. Am bekanntesten sind die königlichen Träume bzw. Visionen aus dem Neuen Reich mit Erscheinungen von Göttern. Doch nicht nur der König, sondern jedermann konnte bisweilen im Traum die Gottheit schauen. Zur Weckung von Träumen gab es zudem eigene Techniken.

Medizin

Was die Medizin betrifft, so wissen wir aus dem *Papyrus Ebers*, dass es *drei Arten von Ärzten* gab: die Ärzte, die nach den Büchern und einer reichen empirischen Erfahrung praktizierten; die Priester, die unter Eingebung der Götter eine Medizin religiösen Charakters anwandten; die Magier, Zauberer oder Heilkundigen, die Kranke durch magische Praktiken zu heilen versuchten.

Marienerscheinung

Von besonderer Eigenart war schließlich die > Marienerscheinung von 1982.

Am 2. April 1982 sahen zwei Muslime in Kairo eine weiße Frau, die in der Nähe der koptischen Marienkirche von Zeitoum stand. Die Gestalt wurde dann bis Ende Mai als strahlende Figur auf dem Dom und immer wieder vor dem Dom wahrgenommen. Tausende von Menschen konnten sie sehen. Das fotografische Dokumentationsmaterial spricht für ein echtes Ereignis. Bereits 1968, 1969, 1970 und 1971 wurde von kürzeren Erscheinungen berichtet, die nur von wenigen gesehen wurden, und auch der Bau der Kirche sei 1925 auf eine Marienerscheinung im Traum hin erfolgt.

Lit.: Chabas, François Joseph: Le papyrus magique Harris. Chalon s-S, 1860; Chabas, François Joseph: Notice du Papyrus médical Ebers. Paris, 1876; Les alchimistes Grecs: Tome I: Papyrus de Leyde; Papyrus de Stockholm; Fragments de recettes/Robert Halleux [Hg.]. Paris: LBL, 1981; [Extrait du Journal d'Egyptol.]; Rogo, D. Scott: Miracles: A Parascientific inquiry into Wondrous Phenomena. New York: Dial Press, 1982, S. 250–257; Hornung, Erik: Der Eine und die Vielen: ägyptische Gottesvorstellungen. Darmstadt: Wiss. Buchges., ^{5}1993; Forman, Werner: Die Macht der Hieroglyphen. Stuttgart: Kohlhammer, 1996; Haase, Michael: Im Zeichen des Re. München: Herbig, 1999; Rachet, Guy: Lexikon des alten Ägypten. Darmstadt: Wiss. Buchges., 1999; Schütt, Hans-Werner: Auf der Suche nach dem Stein der Weisen: die Geschichte der Alchemie. München: C. H. Beck, 2000.

Grenzgebiete der Wissenschaft 66 (2017) 1, 89–96

BÜCHER UND SCHRIFTEN

DIETZ, KARLHEINZ/HANNICK, CHRISTIAN/LUTZKA, CAROLINA/MAIER, ELISABETH (Hg.): **Das Christusbild: zu Herkunft und Entwicklung in Ost und West.** Akten der Kongresse in Würzburg, 16.–18. Oktober 2014, und Wien, 17.–18. März 2015. Würzburg: Echter, 2016 (Das östliche Christentum: Neue Folge; 62), 883 S., ISBN 978-3-429-04199-1, Geb., EUR 69.00 [D], 71.00 [A]

Der vorliegende Band enthält die schriftlichen Fassungen der Vorträge von zwei thematisch eng verwandten wissenschaftlichen Kongressen zum Thema Christusbilder. Der erste Kongress zum Thema *Das Christusbild. Herkunft und Ursprung in Ost und West* wurde vom Ostkirchlichen Institut an der Universität Würzburg organisiert und fand dort vom 16.–18. Oktober 2014 statt. Die zweite Tagung folgte am 17. und 18. März 2015 mit dem Titel *Spuren vom Heiligen Antlitz: Sindon, Sudarium, Mandylion, Veronika, Volto Santo* im Wiener Edith-Stein-Haus. Sie wurde von der Wiener Katholischen Akademie in Zusammenarbeit mit dem genannten Würzburger Institut organisiert.

Der vorliegende Sammelband mit den Beiträgen der einzelnen Referenten samt zahlreichen Abbildungen kann hier aus Platzgründen nur stichwortartig durch Nennung der einzelnen Autoren und ihrer Beiträge, durch kurze Inhaltshinweise und eine allgemeine Beurteilung am Schluss vorgestellt werden.

Karlheinz Dietz: *Einführung und Kongressnotizen* gibt als Mitherausgeber und fundierter Kenner der Thematik einen tiefschürfenden Einblick in Kontroversen und Forschung zu Grabtuch und Mandylion, der für beide Tagungen orientierend wirkt.

Auf der Tagung *Das Christusbild. Herkunft und Ursprung in Ost und West* (Kongress Würzburg 16.–18. Oktober 2014) wurden von den Referenten folgende Themen behandelt:

Christoph Dohmen, Regensburg: *Das alttestamentliche Bilderverbot und die Entstehung der Christusbilder* verweist auf die alttestamentlichen Voraussetzungen der Verehrung des Christusbildes in dem Sinn, dass nicht das Bild, sondern Christus selbst der Verehrte ist.

Stefan Heid, Rom: *Das Sehen beim Beten. Visuelle Elemente der frühchristlichen Liturgie* verdeutlicht, dass bereits in den ältesten Kirchen die Bildausstattung an den Längswänden zum Altarraum hinführte.

Peter Bruns, Bamberg: *Die Geschichte von König Abgar und das Christusbild in der syrischen Überlieferung* berichtet über das Zeugnis des Theodor Abû Qurra, die syrische Addai-Legende und die theologischen Erwägungen von Ephräm dem Syrer († 373).

Gregor Emmenegger, Fribourg: *Der Abgarbrief und seine Verwendung in koptischen Amuletten* legt den Text des Briefes in einer neuen koptischen Version auf einem schmalen Papyrusamulett vor.

Josef Rist, Bochum: *Das Bild von Kamuliana und seine Bedeutung für das frühe Byzanz* beschreibt den Weg des nicht von Menschenhand gemachten Bildes von Kamuliana (Kapadokien) nach Konstantinopel, wo es als Palladium diente und für das frühe Byzanz eine besondere Bedeutung erhielt.

Hans Georg Thümmel, Greifswald: *Die Christusbilder in Byzanz vom 6. Jahrhundert bis zum Ende des Bilderstreits* gibt einen Überblick über den nur noch geringen ikonographischen Bestand von Christusbildern des 6.–8. Jahrhunderts in Byzanz.

Karl Christian Felmy, Effeltrich: *Theologie der Christus-Ikone* betont die inkarnatorisch-christologische Verankerung der Ikonen in den Konzilsentscheidungen (692 und 787) und in der Theologie des Johannes von Damaskus und erläutert an konkreten Beispielen den Weg zur orthodoxen Theologie der Christus-Ikone.

Mechthild Flury-Lemberg, Bern, *Die Leinwand mit dem ungemalten Christusbild – Spuren ihrer Geschichte* stellt fest, dass nach dem textilen Befund nichts dagegen spricht, dass es aus der Zeit Jesu stammen könnte.

Giuseppe Ghiberti, Turin: *Bibel und Turiner Grabtuch* sagt, dass die Bestattungsberichte der Synoptiker ohne Schwierigkeiten mit dem Turiner Grabtuch vereinbar seien. Der Exeget Ghiberti ist Präsident der Turiner Grabtuchkommission.

Bruno Barberis, Turin: *A Panorama of the scientific studies concerning the Shroud of Turin* gibt einen informativen Überblick über den Stand der naturwissenschaftlichen Forschung zum Grabtuch und befasst sich dabei mit der Bildentstehung, den Blutuntersuchungen, den Mirkroorganismen, den Computeranalysen, der sog. Negativität der Fotografien und der Datierung des Tuches.

Gian Maria Zaccone, Turin: *Dalle acheropite alla Sindone: pietà e storia* befasst sich mit dem historischen Zusammenhang zwischen den frühen *Acheiropoietoi* Christi und dem Turiner Grabtuch als Zugangsweise des Betrachters und Verehrers. Zaccone ist Direktor des Grabtuchmuseums von Turin.

Andrew Palmer, Zwijndrecht, *Edessan Images of Christ with an appendix an the Life of Daniel of Aghlosh* beschäftigt sich mit den als Mandylion bezeichneten Christusbildern von Edessa in der griechischen und syrischen Überlieferung bis 944. Er lehnt ihre Identität mit dem Grabtuch ab und bespricht schließlich das Christusbild in der syrischen ‚Vita des Daniel von Aghlosh', das er als ein zwischen 413 und 417 gemaltes Bild betrachtet.

Christian Hannick, Würzburg: *Das Christusbild in der armenischen Überlieferung* zeigt, dass die armenische Überlieferung mehr am Brief König Abgars als am Christusbild interessiert war.

Jadranka Prolović, Wien, *Das „Wahre Bild" Christi in der slawischen Überlieferung* verfolgt die von Byzanz ausgehende reichhaltige slawische Überlieferung zum Christusbild. Am häufigsten wird das Mandylion bis heute in Russland verehrt. Der Bote König Abgars ist Lukas.

Jannic Durand, Paris: *L'image d'Abgar à la Sainte-Chapelle de Paris* vertritt die Ansicht, dass das in Konstantinopel verehrte Mandylion durch den hl. König Ludwig IX. um 1240 in die Sainte-Chapelle von Paris gebracht, später als Veronica bezeichnet wurde und nicht mit dem Grabtuch identisch war, aber nicht das Interesse des Königs auf sich zog. In der französischen Revolution wurde es zerstört.

Rainer Riesner, Dortmund: *Von Jerusalem nach Edessa? Ein möglicher Weg des Grabtuchs Jesu im 1. bis 3. Jahrhundert* geht von der Annahme aus, dass die Tücher aus dem Grab am ehesten innerhalb der Familie des Gekreuzigten aufbewahrt worden seien. Er zeigt auf, dass in einem nicht kanonischen Text der Herrenbruder Jakobus tatsächlich mit Addai, dem Missionar von Edessa, verbunden war.

Karlheinz Dietz, Würzburg: *Abgars Christusbild als Ganzkörperbild* weist darauf hin, dass es alte Texte gebe, die dem Abgarbild die Eigenschaft eines Ganzkörperbildes verleihen und es nicht auf das Mandylion zu reduzieren sei.

Carolina Lutzka, Würzburg: *Die byzantinischen Hymnen auf das Mandylion* untersucht die Hymnentexte der Menäen (liturgisches Buch) zum 16. August, dem Gedächtnis der Übertragung des Mandylions

von Edessa nach Konstantinopel, hinsichtlich der Bezeichnungen, der Beschaffenheit des Materials und der Entstehung des Christusbildes.

Alexei Lidov, Moskau: *The Shroud of Christ and the Holy Mandylion in Byzantine Hierotopy* betont, dass es sich beim Grabtuch um zwei verschiedene Reliquien gehandelt hat, die in der Pharoskapelle von Konstantinopel aufbewahrt wurden. Die dortige *Sindon* war vielleicht mit dem Turiner Grabtuch identisch.

Enrico Morini, Bologna: *Aìr; Epitáfios-Plaščanica, Antimínsion and the Turin Shroud* handelt von der Bezeichnung dreier Tücher, die in der Liturgie der orthodoxen Kirche verwendet werden. Morini beschreibt ihre Geschichte, ihre Übereinstimmungen und Unterschiede zum Grabtuch.

Ilaria L. E. Ramelli, Mailand/Detroit, MI: Σινδών – *Mandylion – Turin Shroud? The Long Development of the Abgar Legend and the Emergence of the Image of Jesus* hält eine Gleichsetzung von Sindān der Evangelien, Mandylion und Sindone di Torino für wahrscheinlich.

Martin Illert, Hannover: *Mandylion und Turiner Tuch* beschreibt das Mandylion im Rahmen der Theorie der visuellen Wahrnehmung und gibt sich bezüglich der Identität von Mandylion und Turiner Grabtuch zurückhaltend.

Nach diesen Beiträgen zum Kongress von Würzburg folgt ein tabellarischer Einschub von 88 Farbtafeln zu den einzelnen Beiträgen, gefolgt vom Bericht über die Tagung in Wien.

Auf der Tagung *Spuren vom Heiligen Antlitz. Sindon, Sudarium, Mandylion, Veronica, Volto Santo* (Tagung Wien, 17.–18. März 2015) wurden von den verschiedenen Referenten folgende Themen angesprochen:

Giuseppe Ghiberti, Turin: *Soudarion und Sindon* behandelt das Begriffspaar *sudarium* und *sindon*. Das Sudarium dürfte auf die Kinnbinde hinweisen, das bei der Bestattung Jesu zusammengerollt und dann nicht mehr aufgelöst wurde. Die *sindon* bilden eine Verkleinerungsform von *othone* und werden häufig mit „Binden" übersetzt.

Jadranka Prolović, Wien: *Mandylion und Veronica: Eine Gegenüberstellung zweier Acheiropoietoi* zeigt, in Anlehnung an die östliche Legende des Mandylions, dass im 12./13. Jahrhundert Mandylion und Veronika-Bild miteinander verbunden und teilweise sogar identifiziert wurden.

Alexander Rausch, Wien: *Hymnen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit für die Verehrung des Hl. Grabtuchs und der Veronica* behandelt die Konstanten und Varianten in der musikalischen Entwicklung der spätmittelalterlichen Veronica-Hymnen.

Karlheinz Dietz, Würzburg: *Die Schwarze Veronica und ihre Maske – Eine Skizze zur Vera Icon im Vatikan* untersucht, gestützt auf die Schriften von Giacomo Grimaldi und Francesco Maria Torrigio, die Arbeit des Kanonikers Pietro Strozzi von 1616/17. Das Veronica-Bild wurde bereits 1125 mit dem Abgarbild identifiziert.

Roberto Falcinelli, Rom: *Der Schleier der Veronica und das Antlitz von Manoppello. Neue Untersuchungen und Erkenntnisse* berichtet über die von ihm persönlich vermessenen Veronica-Schreine von 1350 bis 1675 und korrigiert die im 16. und 17. Jahrhundert aufgekommene Behauptung, die Veronika sei gestohlen worden. Das Bild selbst hält er für ein Gemälde.

Erwin Pokorny, Wien: *Die Tüchleinmalerei und der Schleier von Manoppello* bezeichnet den Volto Santo auf dem Schleier von Manoppello als lichtdurchlässige Tüchleinmalerie, die hauptsächlich mit Tinte auf feinstem Leinen ausgeführt worden sei. Der Kunsthistoriker Pokorny sieht darin Anklänge an Gemälde des Löwener Stadtmalers Dirk Bouts, die Stirnlocke weise jedoch auf einen deutschen Künstler hin.

Mechthild Flury-Lemberg, Bern: *Das Wunder von Manoppello oder die Realität eines Gemäldes. Anmerkungen zum Schleier von Manoppello* zeigt praktische Experimente von Transparenzmalerei auf extrem feinen Geweben, die vor dem Licht völlig verschwinden.

Felicitas Maeder, Basel: *Nicht überall, wo Byssus draufsteht, ist Muschelseide drin. Sprachliche und materielle Aspekte eines Missverständnisses – und die Folgen*, verweist darauf, dass ein nur annähernd transparentes Gewebe aus Muschelseide bislang nicht bekannt ist. Zudem bezeichnete Byssus bis in die frühe Neuzeit ein sehr feines Gewebe, das in der Regel aus Leinen bestand.

Paulus Rainer, Wien: *"Uno de veli di S^ta veronica". Das Schweißtuch der Veronika in der Geistlichen Schatzkammer Wien* erläutert die Untersuchungen der Veronika in der kaiserlichen Schatzkammer Wien. Die Untersuchungen des Rahmens und der bei der Anfertigung verwendeten ungewöhnlichen Tropftechnik machten es sehr wahrscheinlich, dass die Wiener Kopie Pietro Strozzi zuzuweisen sei.

Elisabeth Maier, Wien: *Zur Verehrung der Veronica im 19. Jahrhundert* gibt Einblick in die Verehrungsgeschichte der Veronica im 19. Jahrhundert und darüber hinaus.

Die hier kurz angedeuteten Inhalte der Beiträge zum „Christusbild" auf dem Kongress in Würzburg (2014) und der Tagung in Wien (2015) bieten aus historischer Sicht einen breit gefächerten Einblick in das Thema. Die Beiträge sind durchgehend mit zahlreichen Belegen versehen, sogar mit Übersetzungen von seltenen Texten, wie dem Abgartext durch Karlheinz Dietz, und angereichert mit zahlreichen Abbildungen, sodass man von einem echten Kompendium zum Christusbild sprechen kann, was die historischen und künstlerischen Daten betrifft. Die naturwissenschaftlichen Aspekte der Thematik werden hingegen nur angedeutet.

Problematischer ist hingegen die allgemeine Gestaltung des Buches. Die 88 Farbtafeln mit seltenen Bildern und hervorragendem Druck hätte man auf Kunstdruck- statt auf Werkdruckpapier darstellen müssen, zumal sich die reinen Papierkosten in Grenzen halten. Zudem ist das Fehlen eines Personen- und Sachregisters geradezu unverständlich, wenngleich dies bei Kongressberichten die Norm zu sein scheint. Bei diesem Band geht es jedoch um eine höchst bedeutsame Dokumentation, die viele Fragen beantwortet, sofern man die Stellen auch finden kann.

Abseits dieser Randbemerkungen ist das Buch jedem zu empfehlen, der sich für das „Christusbild" interessiert.

Andreas Resch, Innsbruck

Schetsche, Michael/Berenike-Schmidt, Renate (Hg.): **Rausch – Trance – Ekstase. Zur Kultur psychischer Ausnahmezustände.** Bielefeld: transcript, 2016, 262 S., ISBN 978-3-8376-3185-2, Kart., EUR 29.99

Der vorliegende Sammelband befasst sich in 6 Beiträgen mit den veränderten Bewusstseinszuständen von Rausch, Trance und Ekstase auf der Ebene einer sozialhistorischen Diskussion. Rausch, Trance und Ekstase sind einerseits Ausgangspunkt von Abgrenzungsdiskursen und -praktiken zur Herstellung der allgemeinen sozialen Ordnung, andererseits bieten sie eine Möglichkeit des Ausstiegs aus der sozialen Ordnung zur individuellen Befreiung vom kontrollierten Alltagsleben. Der gegebene Modus einer maximalen Konstruktion der Wirklichkeit von heute machte eine Veränderung in der kulturellen Interpretation und Bewertung außergewöhnlicher Bewusstseinszustände im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit notwendig. So ist der Rausch heute einerseits mit den Anforderungen der modernen Gesellschaft an das Individuum unvereinbar, andererseits enthält er eine Funktion psychischer Entlastung. Daher

werden Alkoholrausch und andere veränderte Bewusstseinszustände zu einem kulturellen Gegenhorizont. Die Vorstellung, dass Rausch, Trance und Ekstase grundsätzlich problematische Bewusstseinszustände seien, gilt nach *Michael Schetsche* in seinem einleitenden Beitrag als eine Besonderheit der westlichen Moderne.

Mit der *Zeit des Rauschs* befasst sich *Robert Feustel*. Nach ihm werden Rauscherfahrungen zunehmend als Vehikel der Verbesserung der eigenen Kreativität oder Leistungsfähigkeit gesehen.

Die *Rauschkultur der DDR* beschreibt *Ina Schmied-Knittel*. Im Marxismus und Leninismus, der politischen Ideologie der DDR, war Drogenkonsum als Gesellschaftssystem eine wesensfremde Erscheinung. Der neue sozialistische Mensch sollte klar denken und nüchtern handeln. In Wirklichkeit lag die DDR in Sachen Alkohol international im Spitzenbereich, und zwar als Gegenkultur in Form von Flucht vor den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen des real existierenden Sozialismus.

Auf den *Konsum von psychotropen Substanzen in Kriegssituationen* geht *Wolf-Reinhard Kemper* ein. Kampf, Gefecht und Krieg schaffen für den Menschen Grenzerfahrungen, die als Rausch, Trance und Ekstase wahrgenommen werden. Dabei ist Tabakkonsum als der kleine Rausch seit 600 Jahren ein Fluchtmittel der Soldaten. Ferner ist der Einsatz von Drogen im Krieg als Waffe zur Steigerung der Überlegenheit der Kämpfer schon aus der Antike bekannt, wobei die verwendeten Drogen jeweils nach den Kenntnissen ihrer besonderen Wirkkraft zum Einsatz kommen.

Die *Verbindung von Rausch, Trance, Ekstase mit dem gesellschaftlichen Unbewussten* beschreibt *Lorenz Böllinger*. Nach ihm lassen sich Drogenabstinenz und Drogenverbot nicht erzwingen, da Rausch, Trance, Ekstase zur urmenschlichen Suche nach ewiger Lust, Sinn, Spiritualität und Hochgefühl gehören, nicht selten verbunden mit Unkontrollierbarkeit und Abhängigkeit. Die dabei entstehenden Probleme kommen nicht nur aus der Droge, sondern primär aus den persönlichkeitsmäßigen und objektiven gesellschaftlichen Bedingungen ihres Konsums.

Zur *Soziologie des sexuellen Rausches* schreibt *Thorsten Benkel*, dass sexuelles Handeln paradox ist, zumal kaum etwas so tabuisiert zu sein scheint wie das sexuelle Geschehen zwischen zwei Menschen. Wo nämlich private Zusammenhänge de-privatisiert und zur potenziellen massenhaft rezipierten Unterhaltungsware umformatiert werden, setzt die immanente Überwachung ein. Was das Wesen des sexuellen Rausches betrifft, so bestehe dieses möglicherweise darin, einem Phantom nachzujagen, dessen Maske nicht abgenommen werden kann, weil sie darunter nichts birgt.

Mit der *Dionysischen Ekstase in der griechischen Antike* befasst sich *Susanna Gödde*. Beim Kult des Dionysus, der ohne Alkoholgenuss stattfand, sind Ekstase und Festfreude streng voneinander zu trennen. Die Ekstase wurde durch Tanz zum Rhythmus der Musik, durch das „Schweifen" durch die Wälder und durch Laufen bis an die Grenzen der Möglichkeit hervorgerufen. Unerlässliches Accessoire der rasenden Frauen war dabei der Thyrsosstab, ein mit Efeu oder Weinlaub umwundener Fenchelstängel, der auch zur Abwehr gegen sexuell zudringliche Satyrn diente. Zum Kulttanz gehörte der genaue Ort der Ekstase-Rituale, der durch den Kultkalender der jeweiligen Polis reguliert wurde. Die *Oreibasie*, das nächtliche Rasen in den Bergen, fand hingegen im 2-Jahres-Rhythmus statt und wurde nahezu ausschließlich von Frauen vollzogen. Die Rolle der Männer bleibt hingegen umstritten.

Ekstase und Trance, verbunden mit Tanz, wird insbesondere, wie *Jürgen Wasim Frembgen* darlegt, im Sufi-Islam gepflegt. Das breite Spektrum des Sufi-Islam, dessen Wesenskern aus der Verinnerlichung

und der Transformation des Selbst besteht, umfasst die gefühlsbetonte Religiosität. Zu den wichtigsten Andachtsformeln der Sufis gehört das durchgeführte Gottesgedenken (dhikr). Dabei wird durch die stete Wiederholung bestimmter magischer, machtverleihender Formeln das Selbst im Gedenken an Gott schrittweise aufgelöst.

Eine besondere Form der Trance bildet die *Schamanische Trance durch den Zaubertrank Ayahuasca*. Dieser soll zu Visionen, Erkenntnis, Heilung und dem Zugang zur anderen Welt verhelfen, wie *Gerhard Mayer* darlegt. Als wichtiges Hilfsmittel der Schamanen prägen der Trank und die durch ihn erhaltenen Visionen die Kultur und Kosmologie indigener Gruppen im oberen Amazonasgebiet. Ayahuasca verbreitete sich über die sogenannten Ayahuasca-Religionen – die erste davon, Santo Daime, wurde 1929 gegründet – auch in andere Länder. Manche Forscher glaubten, darin die Natur des menschlichen Bewusstseins zu finden. Jedenfalls bilden die an Ayahuasca ausgelösten Visionen einen ganz eigenen Erfahrungskosmos.

Joseph Imorde nimmt den *kommerziellen Rausch* unter die Lupe. Bereits im 18. und frühen 19. Jahrhundert befassten sich Lexika mit dem Thema der verschiedenen Berauschungsformen, und zwar sowohl verneinend als auch bejahend. Immanuel Kant lehnte sie als widernatürlich und gekünstelt ab. Die Avantgarde schwärmte für die unerhörten Erfahrungen im Rausch, die jedoch die letzte Befriedigung schuldig blieben. Dies ändert nach Imorde jedoch nichts daran, „dass der inszenierte Ausnahmezustand mittlerweile zu einem unverzichtbaren Bestandteil nicht nur der Kunst, sondern vor allem auch der Populärkultur geworden ist" (S. 210).

Mit *Rausch und Ekstase als choreographische KörperSzene* setzt sich *Sabina Huschka* auseinander. Im Bühnentanz nehmen Rausch und Ekstase einen Phänomen-Bereich ein, der sich körperlich ausagiert und in Szene setzt. Dabei fungieren Rausch und Ekstase vor allem als ästhetische Konzeptionen des Choreographischen, um Überschreitungen des Köpers im transmedialen Geflecht der Darstellung in Szene zu setzen, denn ohne Ekstase gibt es keinen Tanz. Den Abschluss bildet der postume Beitrag *Klang als Brücke zwischen den Welten. Musik und Trance, Musik und Ekstase* von *Christian Kaden* († 2015). Nach Kaden stehen Musik und Veränderte Bewusstseinszustände in so enger Verknüpfung, dass man von einem Universale sprechen kann. Doch wer Trance und Ekstase will, muss dafür Motive haben und sich fallen lassen, von selbst stellen sie sich nicht ein.

Wie die angeführten Beiträge darlegen, bilden Rausch, Trance und Ekstase eine Alternative zur reinen Vernunft und somit die Grundlage zur erlebten Gestaltung von Leben und Kunst, freilich auch immer verbunden mit dem Verlust der Selbstkontrolle bis hin zur Verwahrlosung. Trotz dieser Gefahr könnte man die aufgestellte Forderung nach Freigabe der diesbezüglichen Stimulanzien zum Ausbau der Selbstkontrolle im gesamten Lebensbereich und zur Eliminierung des Schwarzmarktes bejahen.

Abschließend ist jedoch noch zu vermerken, dass in den vorgestellten Betrachtungen von Rausch, Trance und Ekstase die religiöse Dimension der Mystik nicht berührt wird, weil diese eine völlig andere Lebensdynamik darstellt.

Die einzelnen Beiträge zeigen im Inhalt Fachkompetenz und sind in der Form jeweils mit Quellenverweisen und Literaturangaben versehen. Ein Personen- und Sachregister hat man sich allerdings erspart.

Andreas Resch, Innsbruck

Lux, Anna/Paletschek, Sylvia (Hg.): **Okkultismus im Gehäuse. Institutionalisierungen der Parapsychologie im 20. Jahrhundert im internationalen Vergleich.** Berlin/Boston: Walter de Gruyter, 2016 (Okkulte Moderne; 3), 433 S., ISBN 978-

3-11-046376-7, Geb., EUR 59.95, ISSN 2366-9179

Der hier vorliegende Sammelband befasst sich in verschiedenen Beiträgen mit der Institutionalisierung der Parapsychologie im 20. Jahrhundert, wobei neben dem Problem der Institutionalisierung und der parapsychologischen Forschung in Russland, Frankreich, Deutschland, Ungarn und der DDR die Internationalisierung der parapsychologischen Forschung, ihr Einsatz bei der Polizeiarbeit, das Verhältnis von Wissenschaft und Okkultismus im Film sowie die Okkultismus-Forschung und die Suche nach Ordnung und Lust an der Anarchie zur Sprache kommen.

Da es im Rahmen dieser Besprechung nicht möglich ist, auf die einzelnen Beiträge näher einzugehen, sollen sie hier nur angeführt und kurz beschrieben werden.

Anna Lux, Sylvia Paletschek: *Institutionalisierung und Parapsychologie.* Die beiden Herausgeberinnen erklären in ihrer Einführung, dass mit „Okkultismus im Gehäuse" die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Paranormalen und ihre Institutionalisierung zur Sprache kommen.

Ulrich Linse: *Klassische Orte parapsychologischer Wissensproduktion im Fin de Siècle und zu Beginn des 20. Jahrhunderts* befasst sich mit Albert von Schrenck-Notzing und seinem Münchner Kreis zwischen Salon, Labor und Bühne und verweist einleitend darauf, dass sich die anfängliche wissenschaftliche Erkundung des Paranormalen nicht in Hinterzimmern, sondern im Herzen einer Residenzstadt wie München abspielte.

Ingrid Kloosterman: *An Institutionalised ‚Fremdkörper'* berichtet über sieben Perioden der akademischen Parapsychologie in den Niederlanden von 1880–2011, wobei die Arbeit von Tenhaeff in Utrecht besonders hervorsticht.

Anna Lux: *Passing Through the Needle's Eye* beschreibt die Dimension der universitären Integration der Parapsychologie in Deutschland und den USA, wobei Rhine und Bender eine besondere Rolle spielten.

Elizabeth R. Valentine: *Institutionalisation and the History of Psychical Research in Great Britain in the 20th Century* gibt einen Überblick über selbständige und universitäre Institutionen mit Nennung der besonderen Rolle von John Beloff und Hinweisen auf die heutige Situation.

Birgit Menzel: *Parapsychologie im sowjetischen und postsowjetischen Raum. Status, Forschung, Experimente* bemerkt, dass bis heute eine fundierte Geschichte der Parapsychologie in der SU noch aussteht, wenngleich sie in der Sowjetzeit und in der postsowjetischen Gegenwart immer betrieben wurde und wird.

Renaud Evrard: *The Orthodoxization of Psychology in France at the Turn of the 20th Century.* In Frankreich wurde die Parapsychologie durch die Etablierung der Psychologie an die Seite geschoben und hat selbst durch die Bezeichnung *Métapsychique* durch Richet und die Errichtung des „Institut Métapsychique International" (1919) die offizielle Unterstützung nicht gefunden.

Júlia Gyimesi: *The Institutionalisation of Parapsychology in Hungary in the 20th Century.* In Ungarn konnte die Parapsychologie, der die metapsychische Forschung vorausging, auch nach der politischen Wende in den 1980er Jahren institutionell nicht Fuß fassen.

Ina Schmied-Knittel, Andreas Anton, Michael Schetsche: *Institutionalisierung ausgeschlossen... Zum Umgang mit paranormalen Wissensbeständen, Erfahrungen und Praktiken in der DDR.* Alle im weiteren Sinne okkulten, esoterischen und alternativ-religiösen Themen wurden in der DDR nicht nur wegen der Leninismus-Marxismus-Doktrin, sondern auch zur Gewährleistung der internen Sicherheit ausgeschlossen.

Eberhard Bauer: *Internationalisierung und Professionalisierung parapsychologischer Forschung im 20. Jahrhundert am Beispiel von „Parapsychology Foundation" und „Parapsychological Association"*. Der Autor gibt einen Einblick in die Entwicklung und Tätigkeit der beiden Institutionen, die für die internationale Verbreitung der Parapsychologie von besonderer Bedeutung sind.

Martin Schneider: *Soldaten der Aufklärung. Die „Deutsche Gesellschaft Schutz vor Aberglauben" und ihr Kampf gegen Parapsychologie und Okkultismus (1953–1963)*. Der Beitrag enthält einen sehr aufschlussreichen Bericht über den verbissenen Kampf gegen Parapsychologie und Okkultismus in den 1950er Jahren.

Uwe Schellinger: *„Kriminaltelepathen" und „okkulte Detektive". Integrationsversuche paranormaler Fähigkeiten in die Polizeiarbeit im deutschsprachigen Raum 1920 bis 1960*. Der Autor berichtet über die Versuche der Einbeziehung paranormaler Fähigkeiten wie Telepathie in die Kriminalarbeit im deutschsprachigen Raum.

Natascha Adamowsky: *Spooked, Haunted or just Paranormal? Zum Verhältnis von Wissenschaft und Okkultismus im Film*. Wenngleich der Film begründet kaum Interesse an der wissenschaftlichen Klärung des Paranormalen zeigte, ist dies für ihn ein willkommenes Thema der Dramaturgie.

Bernd Wedemeyer-Kolwe: *„Vom Untergrund des Abendlandes". Der Göttinger Volkskundeprofessor Helmut Möller und die deutsche Okkultismusforschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Eine biographische Annäherung*. Hellmut Möller starb 2013 und hinterließ und hinterließ eine Spezialbibliothek und ein einzigartiges Privatarchiv, das heute eine wichtige Quelle für die Erforschung okkultistischer Strömungen bietet.

Eberhard Bauer: *Suche nach Ordnung und Lust an der Anarchie. Antworten auf Fragen von Anna Lux und Ehler Voss*. Die Fragen befassen sich mit Bauers wissenschaftlichem Werdegang, seiner Arbeit mit Prof. Bender im IGPP und seiner Beurteilung der Forschungsergebnisse auf dem Gebiet des Paranormalen.

Am Schluss dieser Aufzählung der im Buch enthaltenen Beiträge ist festzustellen, dass diese im Umfang verschieden und in der Ausführung sehr aufschlussreich sind, versehen mit Anmerkungen und jeweils einer ausführlichen Bibliografie. Zudem kommen Themen zur Sprache, die man sonst nur selten findet. Biografische Daten der Autorinnen und Autoren, ein Namen- und Ortsregister sowie ein Institutionen- und Begriffsregister beschließen die informative und abgewogene Arbeit.

Andreas Resch, Innsbruck

HINWEISE FÜR AUTOREN

Zur Abfassung der Beiträge für GRENZGEBIETE DER WISSENSCHAFT gelten folgende Richtlinien:

Als Aufsätze können nur Manuskripte entgegengenommen werden, die sich mit Grundfragen der Grenzgebiete befassen und unveröffentlicht sind. Mit der Annahme der Veröffentlichung überträgt der Autor dem Verlag das ausschließliche Verlagsrecht.

Leitartikel: 15–20 Manuskriptseiten

Vorspann: Curriculum vitae des Autors mit Kurzhinweis auf Inhalt und Aktualität des Beitrages (10–20 Zeilen).

Gliederung nach dem Schema: I. ..., 1. ...., a) ..., 1) ... oder 1 ..., 1.1 ...., 1.2 ..., 2 ..., 2.1 ..., 2.2 ...

Der Beitrag soll durch prägnante Zwischenüberschriften gegliedert werden. Die Redaktion behält sich vor, Zwischentitel notfalls selbst einzufügen und geringfügige Änderungen sowie Kürzungen aus umbruchtechnischen Gründen u. U. auch ohne Rücksprache vorzunehmen.

Grafische Darstellungen: Wenn sinnvoll, sollten dem Beitrag reproduzierbare Abbildungen (Fotoabzüge, Schemata, Tabellen) mit Verweis im Text und genauer Beschreibung beigegeben werden.

Anmerkungen: Mit Erklärungen in den Anmerkungen ist so sparsam wie möglich umzugehen. Literaturverweise in den Fußnoten nach folgendem Schema: Autor – Kurztitel – Jahrzahl in Klammer – Seitenzahl (bei Zitaten).

Literatur: Am Ende des Beitrages vollständige bibliografische Angaben der verwendeten und weiterführenden Literatur in alphabetischer Reihenfolge bzw. bei mehreren Werken desselben Autors in der Abfolge des Erscheinungsjahres. Schema: Autor – Titel und evtl. Untertitel – Ort – Verlag – Jahr – Reihe.

Zusammenfassung: Dem Beitrag ist eine Zusammenfassung von ca. 10 Zeilen mit Stichwörtern beizufügen, womöglich auch in englischer Übersetzung.

Leitartikel sind unter Angabe des verwendeten Textprogramms via E-Mail zu senden an:
info@igw-resch-verlag.at

VERÖFFENTLICHUNGEN – RESCH VERLAG

ISBN/ISSN		EUR [D]
1021-8130	Grenzgebiete der Wissenschaft (vierteljährl.), Abo	39.90
1021-8122	ETHICA (vierteljährl.), Abo	42.40
	IMAGO MUNDI Sammelbände	
978-3-85382-033-9	Frei: Probleme der Parapsychologie	18.50
978-3-85382-034-6	Resch: Welt, Mensch und Wissenschaft morgen	15.40
978-3-85382-000-1	Resch: Mystik	25.70
978-3-85382-004-9	Resch: Paranormale Heilung	27.70
978-3-85382-016-2	Resch: Kosmopathie, Ln/Kt	32.30/27.20
978-3-85382-029-2	Resch: Geheime Mächte	34.90
978-3-85382-040-7	Resch: Psyche und Geist	34.90
978-3-85382-042-1	Resch: Gesundheit, Schulmedizin, And. Heilmethoden	32.30
978-3-85382-044-5	Resch: Veränderte Bewusstseinszustände	34.90
978-3-85382-055-1	Resch: Aspekte der Paranormologie	37.90
978-3-85382-058-2	Resch: Die Welt der Weltbilder	34.90
978-3-85382-062-9	Resch: Paranormologie und Religion	40.00

VERÖFFENTLICHUNGEN – RESCH VERLAG / Fortsetzung

ISBN/ISSN		EUR [D]
	GRENZFRAGEN	
978-3-85382-012-4	Mauritius: Der gesteuerte Mensch	8.80
978-3-85382-018-6	Emde: Transzendenzoffene Theorie	8.30
978-3-85382-024-7	Resch: Gerda Walther	6.70
978-3-85382-028-5	Beck: Wer ist Michael?	4.20
978-3-85382-031-5	Held-Zurlinden: Erlebnisse einer Seele	6.70
978-3-85382-048-3	Heim: Einheitl. Beschreibung d. Materiellen Welt	14.50
978-3-85382-075-9	Gerunde: Begegnungen mit den Toten	9.90
978-3-85382-084-1	Heim: Mensch und Welt	34.90
	BURKHARD HEIM: EINHEITLICHE BESCHREIBUNG DER WELT	
978-3-85382-008-7	Heim: Elementarstrukturen der Materie 1	86.00
978-3-85382-036-0	Heim: Elementarstrukturen der Materie 2	89.60
978-3-85382-080-3	Heim: Strukturen der physikalischen Welt	48.70
978-3-85382-064-3	Heim/Dröscher/Resch: Einführung in Burkhard Heim	50.20
	WUNDER VON SELIGEN UND HEILIGEN	
978-3-85382-066-7	Resch: Wunder der Seligen 1983–1990	70.20
978-3-85382-079-7	Resch: Wunder der Seligen 1991–1995	53.40
	SELIGE UND HEILIGE JOHANNES PAULS II.	
978-3-85382-070-4	Resch: Die Seligen Johannes Pauls II. 1979–1985	24.60
978-3-85382-076-6	Resch: Die Seligen Johannes Pauls II. 1986–1990	25.70
978-3-85382-083-4	Resch: Die Seligen Johannes Pauls II. 1991–1995	27.70
978-3-85382-087-2	Resch: I Santi di Giovanni Paolo II 1982–2004	49.90
978-3-85382-088-9	Resch: Die Seligen Johannes Pauls II. 1996–2000	39.90
978-3-85382-094-0	Resch: Die Heiligen Johannes Pauls II. 1982–2004	48.60
978-3-85382-099-5	Resch: Die Seligen Johannes Pauls II. 2001–2004	48.60
978-3-85382-096-4	Resch: Die Heiligen Benedikts XVI. 2005–2012	25.90
	REIHE R	
978-3-85382-074-2	Resch: Fortleben	37.90
978-3-85382-077-3	Resch: Das Antlitz Christi	14.90
978-3-85382-078-0	Resch: Die Seher v. Medjugorje i. Griff d. Wissenschaft	16.90
978-3-85382-097-1	Resch: Die Wunder von Lourdes	21.30
978-3-85382-089-6	Resch: Zur Geschichte der Paranormologie	19.90
978-3-85382-092-6	Resch: Anerkennung und Geborgenheit	14.50
978-3-85382-093-3	Resch: Die wahren Weltwunder	29.00
978-3-85382-098-8	Resch: Heilen. Formen und Perspektiven	24.30
	LEXIKON DER PARANORMOLOGIE	
978-3-85382-081-0	Band 1: A–Azurit-Malachit	38.30
978-3-85382-090-2	Band 2: B–Byzanz	48.50
	PERSONENLEXIKON ZUR PARANORMOLOGIE	
978-3-85387-091-9	Zahlner: Personenlexikon zur Paranormologie	34.00
	MONOGRAPHIEN	
978-3-85382-061-2	Niesel/Niesel: Umgang mit heilenden Energien	13.40
978-3-85382-065-0	Veraja: Heiligsprechung	24.60
978-3-85382-069-8	Resch/Gagliardi: I Veggenti di Medjugorje	18.00
978-3-85382-073-5	Heim, G.: Erinnerungen an den Physiker B. Heim	15.00

RESCH VERLAG, Maximilianstr. 8, Postfach 8, A-6010 Innsbruck
Tel. +43 (0)512/574772, Fax +43 (0)512/574772-16
info@igw-resch-verlag.at http://www.igw-resch-verlag.at/ www.imagomundi.biz

ISSN 1021-8130